Fischmasch

von

Johanna Schopenhauer.

Berlin.

Verlag von R. Lesser.

Neue Promenade 7.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Brunhild. Eine Novelle 1

Herr Gottlieb Rapfer auf und unter der Erde. Eine Geſpenſtergeſchichte 53

Gefängnißleben zur Schreckenszeit. Hiſtoriſche Skizze . . 89

Julius Moſen. Ein Todtenopfer 123

Brunhild.

Eine Novelle.

Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.
Volkslied.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Brunhild.

Die Ränder des kleinen See's liegen im Schattendüster ihrer Weidenumbüschung, aber gegen die Mitte des kaum merkbar gekräuselten Wasserspiegels hin glüht eine rothgoldene Lichtmasse, von der höher und höher über die östlichen Berge emporsteigenden Morgensonne dorthin geworfen. Auf dieser lichten Stelle haftet, kaum weniger stralend, ein großes, dunkles Mädchenaugenpaar, welches unter einer prachtvoll gebauten Stirne träumerisch hervor- und auf den See niederblickt.

Sie ist fast zu bedeutend, zu gedankenmächtig modellirt, diese Stirne. Sie würde das Haupt eines Mannes zieren, während sie die Harmonie der Schönheit ihrer Besitzerin mehr stört als erhöht. Ueberhaupt ist diese Schönheit eine durch Kontraste wirkende. Das germanische Haar mit seinem Goldschimmer stimmt nicht zu den dunkeln Brauen von orientalisch kühner Schweifung, welche sich mitunter an der Nasenwurzel zu einem Ausdruck des Stolzes und Trotzes zusammenziehen, der mit dem anmuthigen Lächeln des reizend geschnittenen Mundes gar nicht zu reimen ist. Auch die schwarzen Augen mit ihrem intensiven Sam-

metglanz müssen fast wie Fremdlinge erscheinen in einem Antlitz, auf dessen durchsichtiger Weiße das Inkarnat frischester Jugendblüthe liegt wie das Morgenroth auf dem Firnschnee. Und doch, trotz alledem, muß die Erscheinung der jungen Schönen, wie sie so dasitzt auf der Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms der Burgruine, mit von den Schultern geglittener Mantille, die Hände über dem auf ihren Knieen ruhenden Strohhut leicht gefaltet, ja, sie muß auf den Betrachter einen fast unwiderstehlichen Zauber üben.

Man merkt, es ist da ein Eigenartiges, eine auf sich gestellte Natur. Es geht von dieser vornehm eleganten, nicht allein in Betreff der Toilette vornehm elegauten Mädchengestalt ein Ton und Duft stolzer und herber Jungfräulichkeit aus, etwas Abweisendes, um nicht zu sagen Abstoßendes, das aber auf wahlverwandte Seelen nur um so anziehender wirken wird. Ein über die Jahre der Empfänglichkeit oder wenigstens der Entzündbarkeit hinausgekommener Beobachter dürfte sagen: „Eine ungewöhnliche, eine merkwürdige Erscheinung! Vielleicht eine Schönheit ersten Ranges, vielleicht einer jener weiblichen Dämonen, welche geschaffen sind, die Männer rasend zu machen; jedenfalls aber ein verzogenes Glückskind, welches „nie sein Brot mit Thränen aß" und demnach die himmlischen Mächte nicht kennt."

Daran mag etwas sein. Nicht allein insofern, als das Freifräulein Brunhild von Hohenauf wirklich ein verzogenes Glückskind ist, sondern auch in dem Betracht, daß, wenn sie im Triumphalpomp ihrer Schönheit durch die Gesellschaftssäle der Residenz schreitet,

auf ihrer ſtolz erhobenen Stirne für ſehende Augen in Frakturſchrift das Kredo hoch- und übermüthigen Selbſtbewußtſeins zu leſen iſt: „Ich glaube an mich!“

In Wahrheit, ſie glaubte an ſich. Ihr Vater, ein Geburtsbaron und zugleich — rara avis — ein Geldbaron, hatte es durch äffiſche Zärtlichkeit einerſeits, und durch Läſſigkeit andererſeits glücklich dahin gebracht, daß in der ſchönen Perſon ſeiner Tochter, die ſein einziges Kind, der Hochmuth des Feudalismus mit dem des Brozenthums vollſtändig ſich verſchmolz. So war aus Brunhild beim Mangel mütterlicher Erziehung — denn ſie hatte ihre Mutter frühzeitig durch den Tod verloren — eine vollkommene Dame der großen Welt geworden, ein Stück von einer Künſtlerin, ein Stück von einer „Emancipirten“, ein Stück auch — behaupteten wenigſtens häßliche alte Jungfern — von einer Kokette; ein Weſen, welches, hoch dahinſchwebend über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, über des Lebens Arbeit, Noth und Sorge, ſich einbildete, das Daſein wie einen genialen Scherz nehmen und mit ſouveräner Virtuoſität durchſpielen zu können, wie irgend ein modiſches Brillantbravourklavierſtück.

Und doch hatte dieſes Mädchen urſprünglich eine Seele voll Zartheit, Keuſchheit und Hoheit beſeſſen, ein Herz voll tiefen Gefühls und inniger Glut. Es lag in ihr, auch jetzt noch, ein Keim der edelſten Weiblichkeit, ein etwas, das ſie gleich ſehr befähigte, unter Umſtänden erhaben-heldiſch in die Geſchichte hineinzuſchreiten wie Jeanne d'Arc oder aber einem geliebten Manne ſein Haus zum Himmel zu machen. Sie hatte Stunden oder wenigſtens Augenblicke enthuſiaſter Träumerei, wie nicht minder einer ſchwermüthigen Nachdenk-

lichkeit, wo die primitive Innigkeit, Frische und Kraft ihrer Empfindung sich Bahn brachen durch alle die an- und eingebildeten Schranken einer gränzenlosen Ueberhebung und alle die gleißenden Phantasmen eines maßlosen Stolzes. In solchen Momenten empfand Brunhild eine Herzensöde, welche ihr das Gefühl aufzwang, als müßte sie sehnsuchtsvoll die Arme ausstrecken nach der Welt und nach den Menschen, welche sie verachten zu dürfen, verachten zu müssen glaubte. Es war ihr unselig Geschick, daß diese Stimmung immer wieder zurücktreten mußte vor den Eingebungen eines Hochmuths, welchen die Schmeichler Brunhilds den Stolz einer Amazone, einer Heroine nannten, der aber im Grunde doch eben nur die Ueberhebung verwöhnter Glückspilzigkeit war.

Derartige verschrobene Wesen kommen in unseren Tagen keineswegs so selten vor, wie man sich etwa einbilden möchte. Sie sind naturgemäße Produkte einer Zeit, welche durchweg den Schein dem Sein vorzieht, vergoldeten Schmutz höher schätzt, als unpolirtes Erz und ihre Gedanken- und Grundsatzlosigkeit hinter einer weitbauschigen Phrasendraperie verbirgt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar" reden, so könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phrase" sprechen. Sie beherrscht, wie alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung, und wenn man die Resultate derselben in's Auge faßt, muß es sehr begreiflich und verzeihlich erscheinen, daß die jungen Männer mehr und mehr scharenweise in's cölibatärische Lager übergehen. Es würde lächerlich sein, falls es nicht so traurig wäre, zu sehen, wie auch der Mittelstand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phrase sich

verleiten läßt, ſeine Töchter zu müſſiggängeriſchen Damen „ausbilden" zu laſſen. Was ſollen daraus für Hausfrauen und für Mütter werden? Gerechter Himmel! Jagt die franzöſiſchen Parlirmeiſter zum Henker; zerſchlagt die ewigen Klimperkaſten, die nachgerade jedes Haus zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den Werth der Zeit und der Arbeit kennuen und woher das Brot komme; laßt ſie Hände und Finger ſtatt auf den die Denkfähigkeit abſtumpfenden Taſten lieber in der Küche rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Koncert- und Opernſal ſei, ſondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt ſie denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelſtunde, nur zehn Minuten lang; entwickelt in euren Töchtern ſtatt der Phraſe, ſtatt der Sucht, zu ſcheinen und zu „brilliren," den Eifer, etwas Beſſereres zu ſein als die Toilettenpuppen an den Schaufenſtern der Modenmagazine; gebt ihnen ſtatt des elenden Verbildungskrams geſunden Menſchenverſtand, Genügſamkeit, Arbeitsluſt und Sparſamkeit zur Ausſteuer, und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche fähig ſind, tüchtige Jungen zu gebären und zu Männern zu erziehen, zu Männern, die das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phraſe zu erlöſen.

Auf Fräulein Brunhild freilich würde dieſe Philippika kaum anwendbar ſein. Sie gehörte ja durch Geburt und Reichthum zu den Erdengöttern, welche nicht wiſſen, daß das Menſchenleben „Sorg' und viel Arbeit" iſt, ſondern vielmehr vom Daſein nur die Ambroſia naſchen und den Nektar ſchlürfen. Trotzdem iſt

mit gutem Grund anzunehmen, daß der Herr Baron von Hohenauf, welcher, sagte man, mittelst seines spekulativen Genie's Millionen auf Millionen gehäuft hatte, für das Glück seiner Tochter besser gesorgt haben würde, so er sie bedeutend viel weniger zu einer „Göttin" und bedeutend viel mehr zu einer verständigen Frau hätte erziehen lassen. Das Sprichwort, vom „Müßiggang, welcher alles Verkehrten und Schlechten Anfang," ist freilich eine sehr triviale Wahrheit; aber im Grunde sind ja alle die Wahrheiten, auf welchen die Gesellschaft als auf ihren Fundamenten ruht, nichts als Trivialitäten. Allerdings hat Einer gesagt: „Den Vornehmen ist der Genuß Arbeit, den Armen die Arbeit Genuß;" aber der das sagte, war notorisch einer der ärgsten Wirr-, Schwirr- und Schwarbelköpfe, die jemals „philosophischen" Nonsens von sich gaben. —

Die junge Schöne hatte in der heutigen Sommermorgenfrühe eine ihrer nachdenklichen, träumerischen Stunden. Die Einsamkeit der Stelle, wo sie saß, der balsamische Morgenlufthauch, der Blick in die wunderbare Alpenschönheit hinein, hatten sie gut und weich gestimmt. Mit etwas vorgeneigtem Oberkörper saß sie da und nie vielleicht war ihr Antlitz schöner gewesen als jetzt, da sie ihre Augen von dem lichthellen Fleck inmitten des kleinen Hochsee's erhob und wie selbstverloren mit klangvoller Altstimme sagte: „Ein Lichtstral auf trügerischer Flut — das soll ja das Glück sein." Aber als wollte sie sich dafür bestrafen, daß sie einer „altfränkisch empfindsamen" Stimmung sich überlassen habe, fügte sie mit leicht zusammengezogenen Brauen laut hinzu: „Bah, das Glück ist, was man selbst daraus macht!"

Sie fiel aber doch wieder in den Gedankengang oder beſſer in die Gefühlsſchwingung von vorhin zurück. Wieder haftete ihr Blick auf dem Lichtpunkt im See drunten und nach einer Weile murmelte ſie: „Es iſt recht eigen, recht wunderlich! Das Waſſer da ſieht mich an wie ein lockendes Auge, das bittend ſagt: „Komm her!“ Dann machte ſie eine raſche, unmuthige Bewegung, als fühlte ſie ſich plötzlich angefröſtelt, zog ihre Mantille hinauf und erhob ſich, als wollte ſie weggehen; aber ſie that es nicht. Ihr weitbauſchendes Seidenkleid rauſchte heftig, als ſtampfte ſie mit dem zierlichen Fuß auf den Raſen, und mit den wie im Zorn geſprochenen Worten: „Was das für Albernheiten ſind!“ nahm ſie ihren Platz auf der Bank wieder ein.

Sie ahnte nicht, daß ſie ihr Schickſal erwartete. Aber wenn die Stolze es geahnt, ja, gewußt hätte, würde ſie, wie ſie nun einmal war, kaum davor geflohen ſein, ſondern es nur um ſo trotziger erwartet haben.

II. Sigfrid.

Während droben die ſchöne Brunhild von der Höhe des Burgruinenhügels, welcher wie eine Art Warze aus der hoch ſich hinaufthürmenden Bergwand vorſpringt, auf den kleinen Hochſee träumeriſch niederblickte, kamen drunten zwei Männer über die lange, bedachte

Holzbrücke gegangen, welche da über den Strom gelegt ist, wo er aus dem großen See tritt.

In belebtem Redetausch stiegen die Beiden gemächlich den sanft emporführenden Weg hinan. Ihr Gespräch hatte Ton und Färbung alter Befreundung, auch mochten sie auf gleicher Altersstufe stehen, etwas näher dem vierzigsten als dem dreißigsten Jahre, und doch waren die Beiden in ihrer äußern Erscheinung grundverschieden.

Der Eine der Freunde war eine lange, hagere, schlotterige, so zu sagen abstrakte Gestalt, welcher man auch ohne ihren weithinabreichenden schwarzen Rock das „Wort Gottes", ja das „Wort Gottes vom Lande" unschwer ansehen konnte. Es war auch in den grauen Augen der weltbekannte theologische Essigblick. Die dedicirte Mephistonase, sowie die sarkastisch niedergezogenen Mundwinkel thaten dem Theologismus des langgezogenen, gescheidten Gesichts mit nichten Eintrag. Denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß es unter den „Hirten" unendlich viel mehr Ironiker und Sarkastiker giebt, als die guten „Schafe" sich träumen lassen. Der Andere konnte mit seinem schwarzen, üppigen, noch von keinem einzigen Silberfädchen durchzogenen Kraushaar und Vollbart, mit seinem kühn geschnittenen, blühenden, durch ein dunkelblaues Augenpaar von schelmisch-keckem Falkenblick belebten Antlitz für einen Typus männlicher und mannhafter Schönheit gelten, falls die Wohlgeformtheit seiner hohen, breitschultrigen Figur nicht etwas beeinträchtigt worden wäre durch einen Anflug von Beleibtheit, welcher zwar der Leichtigkeit seiner Bewegungen für jetzt noch keinen Abbruch that, aber doch den armen Lord Byron zur

Verzweiflung gebracht haben würde. Uebrigens in Haltung und Gebaren ein Gentleman jeder Zoll, einfach, ohne Ziererei, aber auch ohne affektirte Nachlässigkeit sich tragend, ein Gentleman, der augenscheinlich viel „in der Welt" gelebt, vielleicht ein Bißchen zu viel, jedoch immerhin eine Frische sich bewahrt hatte, welche von dem Hautgout der Blasirtheit nicht entfernt angeflogen war.

„Und so hast Du Dich entschlossen," fragte im Gehen der Abstrakte den Konkreten, „unser Vaterland für immer zu verlassen?"

„Für immer."

„Unglückliches Vaterland!"

„Spotte nur zu, lieber Alter. Aber in allem Ernste, ich werde keinen Fuß mehr nach Michelien setzen und möchte nicht einmal dort begraben sein."

„Armes Deutschland! Wie spricht der große Scipio? Ne ossa mea quidem habeas, ingrata patria!"

„Kerl, Du bist doch der ewige Mephistopheł! Gib acht, daß ich Dich nicht an das Sprüchlein erinnere, welches zu unserer Zeit auf der Universität umging."

„Was für ein Sprüchlein?"

„Stiftler*)
Sind Tiftler,
Mitunter auch Giftler."

„Bah, lieber Junge, Stiftler sind heutzutage nur noch korrekte Setzlinge im Weinberge des Herrn, sonst nichts mehr. Aber laß Dir sagen, ich war nicht wenig erstaunt, als ich Dich gestern Abend da unten in der

*) Stiftler heißen die im sogenannten „Stifte" zu Tübingen gebildeten protestantischen Theologen.

Nußbaumallee hinter den pyramidalischen Gestalten der fabelhaft aufgedonnerten drei Engländerinnen plötzlich auftauchen sah. Nach Dem, was ich zuletzt von Dir hörte, vermuthete ich Dich in der schönen Hauptstadt meines engeren Vaterlandes (von uns Deutschen hat ja Jeder bekanntlich ein engeres und ein weiteres Vaterland, also, beiläufig bemerkt, keines, denn Null mal Null gleich Null) ja, in der Hauptstadt meines Heimatlandes vermuthete ich Dich."

„Ich war dort, konnt' es aber nicht lange aushalten."

„Wie so?"

„Weil ich daselbst vor lauter „gemüthlichen Leuten" keine Menschen zu finden vermochte."

„Lästerer! Ich sehe, der Reichthum hat Dich übermüthig gemacht. Deine selige Tante hätte wohl etwas Klügeres thun können, als Haus und Hof, Schloß und Park, Geldkiste und Kapitalienbriefesammlung ihrem Heiden und Sausewind von Neffen zu vermachen."

„Sie hat auch diese hübschen Sachen mir nicht vermacht, die Gute, welche lind und weich in Abrahams oder eines beliebigen andern Patriarchen Schooße ruhen möge. Sie wollte ja ihren „leidigen Mammon," welchen sie zusammenhielt wie eine Kneipzange, der „inneren oder gar der innersten Mission" vermachen, hatte aber glücklicherweise keine Zeit mehr zur Ausführung dieses frommen Vorhabens, maßen sie, nachdem sie sich eines Abends beim Tischrücken und Geisterklopfen übermäßig angestrengt und aufgeregt hatte, in der Nacht durch einen Nervenschlag diesem irdischen Jammerthal entrückt wurde. So war ich ihr Erbe von Rechtswegen."

„Glücklicher Millionär Du! Nun, ich werd' es mir in Deinem Schloſſe, welches, ſagſt Du, wenige Stunden von hier an dem untern See liegt, etliche Tage oder auch Wochen gehörig wohl ſein laſſen."

„Das ſollſt Du und Du wirſt ſehen, daß ich den Grandſeigneur ganz leidlich ſpiele."

„Ich glaub' es. Du hatteſt, ohne Kompliment, ſchon in der Studentenzeit etwas Lordmäßiges an Dir, obgleich Du damals häufig genug Lord John mit der leeren Taſche geweſen biſt. Ich hab' es darum nie recht begriffen, wie Du mit Deinen ariſtokratiſchen Neigungen, Bedürfniſſen und Manieren unter die guten Demokraten gerathen biſt, welche ſo märchenhaft naiv waren, eine gewiſſe ewige Schlafkappe für die phrygiſche Mütze von 1789 oder gar von 1792 anzuſehen."

„Du haſt recht. Es war für einen im Heimatlande des beſchränkten Unterthanenverſtandes Geborenen die dümmſte der Dumheiten, nach etwas Anderem zu ſtreben als nach einer Hofrathscarriere und nach dem braunen Spatzenorden vierter Klaſſe. Aber ſo wahr ich Sigfrid von Lindenberg heiße, ich bin durch meine Villeggiatur in der Einzelhaftzelle des berühmten Zuchthauſes zu B. von der leidigen Romantik des Idealismus und Patriotismus vollſtändig kurirt nnd von dem Wahnglauben der Begeiſterung zum Dienſt der holden Göttin Ironie bekehrt worden. Süße Ironie, du allein biſt die wahre Freiheit. Du erlöſteſt mich von der Narrheit der Großmannsſucht, von der Parteiſklaverei, von der Ehrfurcht vor Schlagwörtern, von der Bewunderung angeblich großer Perſönlichkeiten, von den Myſtifikationen der Politik, von —

„Halt ein! Ich kenne dieses Proudhon'sche Gebet sattsam."

„Ganz richtig. Proudhon und meine Erfahrungen haben mitsammen mich zum heiteren Ironieglauben herübergeführt."

„Bah'," sagte der pastorliche Mephistophel, indem er stehen blieb und den Rauch seiner Cigarre mit einem pfeifenden Ton in die sonnige Luft blies. „Wie doch die Menschen darauf versessen sind, sich selbst zu belügen! Was hast Du, altgebackner Phantast und neugebackener Millionär, mit Proudhon und der Ironie zu schaffen? Du bist heute noch derselbe Urromantiker und Hyperidealist, welcher Du gewesen zur Stunde, wo Du als Fuchs in die damals streng verpönte Burschenschaft tratest und bereit warst, für die schwarzroth-goldene Schleife an Deiner Uhr Leib und Leben zu riskiren oder wenigstens einen so tüchtigen Schmiß, wie nur je eine Korpsburschenklinge einen gegeben hat."

„Was schwatzest Du da für verdammten Kohl?"

„Kohl? Bewahre! Die pure, blanke, nackte Wahrheit sag' ich, die aber freilich auch Dir, wie allen Menschenkindern, unangenehm in die Nase sticht. Aber trotzdem, Du bist und bleibst Einer von Denen, auf deren Augenhornhaut die Welt sich spiegelt, nicht wie sie ist, sondern wie sie den Einbildungen der Ideologen zufolge sein sollte. Ich wette, Du machst immer noch Verse."

„Nicht einmal mehr Spottverse; denn sonst würd' ich Dir jetzt zur Stelle in solchen sagen, daß Dein Gerede sehr an den Kanzelton streife."

„Bah, nur nicht empfindlich, alter Junge! Ich wollte Dir nur andeuten, daß ich fest überzeugt bin,

Du habeſt ganz das Zeug, allen Deinen Erfahrungen und Deinem angeblichen Ironikerthum zum Trotz das Zeug, Dich einmal bei Gelegenheit mittelſt irgend einer romantiſchen Narrheit zu Grunde zu richten."

„Das werd' ich bleiben laſſen, ſchon Dir zum Poſſen," entgegnete Siegfried lachend. „Aber komm, wir müſſen dort rechts den Fußpfad hinan, wenn ich Dich zu dem prächtigen Ausſichtspunkt bei der Ruine da droben bringen ſoll."

III. Ich kam, ſah und — ward beſiegt.

„In der That, das Ding hat Stil und läßt ſich anſehen," ſagte der Pfarrherr, ſeine Brille zurechtrückend, um ſich auf der Höhe des Burgrüinenhügels mit Behagen der Betrachtung des herrlichen Landſchaftsbildes zu überlaſſen, welches ſich allerdings anſehen ließ.

Es giebt freilich in dem ſchönſten und glücklichſten Lande Europa's viele Ausſichtspunkte, welche umfaſſendere oder auch großartigere Blicke darbieten, als der, auf welchem die beiden Freunde ſtanden, unfern der Bank, auf welcher Brunhild von Hohenauf noch immer ſaß. Aber es dürfte wenige Stellen im Umfange der Alpen geben, wo das Erhabene und Anmuthige in ſo reicher Fülle auf ſo engem Raume ſich beiſammen findet, wie gerade hier. Wendet man ſich ſcharf zur Linken, ſo ſchweift das Auge an einer Bergwand voll wechſelnder Formen hin, aus deren felſigen Schluchten weißſchäumende Wildwaſſer thalwärts ſpringen und längs

deren Fuß da und dort eine Kirchthurmspitze aus dem Grün üppigen Baumwuchses hervorlugt. Geradeaus fällt der Blick zunächst auf den mehrerwähnten kleinen Hochsee, hinter dessen dunkler, mit Weiden, Rüstern und Ahornbäumen bestandener Muldenwand eine große, stahlblau und silbern schimmernde Spiegelfläche sich aufthut, die weithin gedehnte Wassermasse eines der schönsten Seen des Landes. Gen Osten und Süden zu ist dieser See von Gebirgen eingefaßt, welche sich in ungeheuren Stufen mälich zu Bergriesen aufthürmen, deren Brust den Gletscherpanzer und deren Haupt den Firnschneehelm trägt. Wendest Du Dich, an den Rand des Hügels vortretend, zur Rechten, so siehst Du tief unten den Strom aus dem großen See, worin er sich vom Gletscherstaub reingewaschen, hellgrün hervorkommen und in sanften Windungen längs eines paradiesischen Thalbodens von mäßig großer Ausweitung hinfließen, um nach etwa dreiviertelstündigem Laufe abermals in ein Seebecken sich zu ergießen, in den unteren See, dessen Gewässer fernher duftig zu Dir heraufblauen. Das Gelände zwischen den beiden durch den Strom also verbundenen Seen bildet vielleicht den schönsten Park, welchen es auf Erden giebt. Es ist eine Harmonie in diesem Landschaftsbild, welche selbst durch die an der Südseite des Stroms sich hinziehenden Gruppen von Hotels und Pensionen eines Kurorts von Weltberühmtheit nicht gestört wird. Oder aber, falls Deine Landschaftsästhetik das Vorhandensein dieser Institute als Störung empfinden sollte, so würde Dich ein Blick wieder darüber wegheben, der Blick über die Thalebene südwestwärts dorthin, wo Dir aus einer riesigen Spalte der von der Natur wie eigens zu diesem Zweck aus-

einander geschobenen Bergwände die Königin der Alpenkolosse im Vollglanz ihrer wunderbaren Majestät entgegenleuchtet.

Ehrwürden Schwarzdorn — so hieß der Herr Pastor — sog so zu sagen mit vollen Zügen die vor seinen Augen entrollte Schönheit in seine Seele. Da er aber ganz entschieden zu jenen Leuten gehörte, die sich daran gewöhnt haben, ihren Empfindungen keinen vollen Ausdruck zu gestatten, sagte er nach einer Weile: „In der That, recht niedlich."

„Niedlich? Oh, Du strohener Philister! Ein Wunder von Schönheit, ein helles, liebes Wunder!"

„Nun, nun, nur nicht gleich so obenhinaus, alter Junge. Habe denn doch in den letzten Wochen landschaftliche Scenen gesehen, welche —"

„Ach was! Glorios, sag' ich Dir!"

„Wohl, wohl; aber ich behaupte dessenungeachtet —"

„Geh', geh'! Es ist, beim Jupiter, ganz unmöglich, daß Du jemals etwas so Herrliches gesehen!"

Schwarzdorn kehrte sich verwundert um: es war in der Aeußerung seines Freundes ein so ganz eigener Ton! „Was hast Du denn?" wollte er fragen, verschluckte aber die Frage, spitzte seinen Mund zu einem leisen Pfeifen und murmelte dann, während seine Mephistonase sich so weit herunterzog, daß ihre Spitze fast das Kinn berührt hätte, vor sich hin: „Ah so? da haben wir's! Und der schwatzt von Proudhon und Ironie! . . . . Schön ist sie allerdings, merkwürdig schön, originell, pikant! . . . Aber was ist das? Ich glaube gar, der tolle Mensch will die Schöne im Sturm erobern."

Er that einige Schritte gegen die Bank am Fuße

des halb zerfallenen Wartthurms hin und blieb dann stehen, um, getheilt zwischen Verblüffung und Neugier, die Entwickelung des kleinen Drama's abzuwarten, welches er vor sich sah.

Angefaßt von einer jener plötzlichen, unerklärlichen Regungen, welche schicksalsmächtig den Menschen überfallen und überwältigen, war Sigfrid, nachdem er, während sein Freund in der Schönheit der Aussicht schwelgte, die junge Dame mit steigendem Staunen betrachtet hatte, auf sie zugeschritten.

Selbstverständlich war es ihr nicht entgangen, daß sie der Gegenstand der entzückten Bewunderung des fremden Mannes war; aber solcher Huldigungen gewöhnt, fühlte sie sich davon weiter nicht berührt. Oder doch? Denn möglicher Weise konnte das blitzende Aufleuchten ihrer Augen, als Sigfried mit seinem Freunde den Hügel herauf gekommen war, bezeugen, daß sie den Fremden schon einmal bemerkt, vielleicht drunten im Kurort, und von seiner allerdings imponirenden Erscheinung einen ungewöhnlichen Eindruck empfangen habe. Wie dem sei, sie machte, als sie ihn jetzt auf sich zukommen sah, eine Bewegung, um aufzustehen. Allein sie unterließ es, und als Sigfrid, zwei Schritte vor der Bank stehen bleibend, sie mit einer tiefen Verbeugung grüßte, erhob sie mit dem Ausdruck kalten und stolzen Befremdens ihre Augen zu den seinigen.

Aber aus diesen Männeraugen schimmerte ihr ein unbekanntes Etwas entgegen, ein Etwas, von welchem sie sich erschreckt und beleidigt fühlte und doch zugleich gebannt und bemeistert. Sie wollte ihren Blick abwenden, vermochte das jedoch nur mit großer Anstrengung,

und wie ihr Antlitz ein heißes Roth, so überflog ihre Seele ein Geheimnißvolles, von dem sie um keine Welt zu sagen gewußt hätte, ob es schluchzendes Weh oder jauchzende Wonne.

„Mein Fräulein," sagte der kecke Mann im Tone der tiefsten Ehrerbietung, „ich bitte Sie inständig um Verzeihung, wenn ich den Versuch wage, in dieser ungewöhnlichen Weise mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Sigfrid von Lindenberg, war vormals ein Stück von einem Juristen, item von einem Poeten, Revolutionär und Freischärler, bin aber jetzo ein solider Mann von anständiger Bildung, nebenbei auch, falls Sie, meine Gnädigste, das interessiren sollte, Besitzer eines freiherrlichen Wappens, das vor Alter ganz schimmelig geworden, item Schloßherr, Gutsbesitzer und so weiter."

Sie warf die Lippen spöttisch auf, als wollte sie sagen: „Was geht denn Alles mich an?" Aber sie schwieg und gewann es mit gewaltsamer Bemühung sich ab, den Kühnen mit vornehmer Wegwerfung anzusehen. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern begann wieder: „Mein Fräulein, ich bitte ehrfurchtsvoll, daß Sie geruhen mögen, mir Ihren Namen zu nennen. Ich bitte, bitte!"

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, das beispiellose Abenteuer, welches ihr zugestoßen, komisch und drollig zu finden; aber es wollte nicht gehen. Was war doch nur für ein seltsamer Klang in der Stimme dieses Mannes?

„Bitte, bitte!" wiederholte er.

„Mein Herr, ich heiße Brunhild von Hohenauf," sagte sie kurz und schneidend.

„Brunhild?" entgegnete er mit einem Lächeln, von

welchem, wie die Sage ging, schon mehr als eine Frau mit Grund gemeint hatte, daß es ein sehr verführerischer sei. „Brunhild? Das trifft sich ja ganz wunderbar! Brunhild und Sigfrid, urzeitlich-mythisch-heroische Namen, die so zu sagen gar nicht von einander getrennt gedacht werden können."

Sie lächelte unwillkürlich, weil auch ihr die Beziehung auf die altgermanische Heldensage blitzschnell sich aufdrang.

„Und nicht nur Brunhild und Sigfrid stimmen zusammen," fuhr er fort, „sondern auch Hohenauf und Lindenberg. Beim Jupiter, der wunderbarste Schicksalswink! Brunhild von Hohenauf und Sigfrid von Lindenberg? Da wird einem ja ganz literatur-historisch-wundersam zu Muthe, ganz eddaisch und nibelungisch oder auch nikolaiisch und müllerisch."*)

Er lachte herzlich, und, mochte sie wollen oder nicht, sie mußte mitlachen.

Dadurch kühn gemacht, falls das überhaupt noch nöthig war, dämpfte er seine Stimme zu tiefem Ernst und sagte: „Ich weiß nicht recht, hab' ich selbst oder hat ein Anderer 'mal gesagt: Wenn die Götter Dir die Pforte zum Himmel aufthun, so zögere keinen Augenblick, hineinzuschlüpfen, sonst schlägt sie unwiederbringlich zu . . . . . Nun wohl, ich nehme mein Herz in beide Hände: Fräulein Brunhild von Hohenauf, wollen Sie die Frau Sigfrids von Lindenberg werden?"

---

*) Der Herr Verfasser spielt zweifelsohne auf Nikolai's „Sebaldus Nothanker" (1773) an, in welchem eine Frau von Hohenauf vorkommt und auf Gottwerth Müllers dermaleinst hochberühmten „Sigfrid von Lindenberg" (1779).

Anmerkung des Setzers.

Sie wurde bleich, als wäre plötzlich ein Schuß ihr in's Geſicht gefeuert worden. Dann ſtand ſie langſam auf, ſchwang ihren Hut auf den Kopf, zog ihre Mantille auf die Schultern und mit dem Sonnenſchirm ſpöttiſch grüßend, rauſchte ſie an dem kecken Freiwerber vorüber mit den ſtolz hingeworfenen Worten: „Mein Herr, Sie ſind entweder ein ausbündiger Narr oder der gecken-hafteſte aller Gecken!“

Mephiſto Schwarzdorn ſetzte an, um in ein homeriſches Gelächter auszubrechen. Als er jedoch den Freund anſah, wie dieſer der raſch den Hügel hinabſchreitenden Schönen nachblickte, die Brauen finſter zuſammengezogen, mit der Rechten im Barte wühlend, unterließ er das laute Lachen und ſagte nur: „Lieber Junge, Du haſt kein Glück in Römerrollen. Beim Heraufgehen kamſt Du mir wie ein parodirter Scipio vor und hier oben war es Dir beſchieden, einen traveſtirten Cäſar vorzuſtellen: — Veni, vidi, victus sum.“

„Du haſt Recht: ich ward beſiegt. Aber merke, was ich Dir ſage. Dieſe ſtolze und ſpröde Walküre Brunhild wird mein Weib, oder .... Genug! Laß uns den ſteileren, aber bedeutend kürzeren Pfad durch das Gehölz hinabgehen, weil ich vor der Dame im Orte drunten anlangen will.“

Fräulein Brunhild zügelte ihren Schritt, als ſie am Fuße des Burghügels den Fahrweg erreicht hatte. Sie fühlte ſich wunderlich beklommen und es war ihr zu Sinne, als rollte eine Feuerkugel in ihrer Bruſt. Unwillkürlich mußte ſie vor ſich hinſagen: „Was war doch das? Wie konnte ein Menſch es wagen, mir einen ſolchen Schimpf anzuthun? ... Und doch!“

Dieſes „Und doch!“ war einer jener Naturlaute,

in welche Menschenherzen mitunter ausbrechen ohne Wissen und Willen, und wie die stolze Schöne das Wort sprach, empfand sie zugleich das gebieterische Bedürfniß, still zu stehen und nach der Hügelhöhe zurückzublicken. Sie widerstand indessen und setzte ihren Weg fort. Wer sie aber genau beobachtet hätte, mußte bemerken, daß ihr Gang die sanft abfallende Straße zum Strom hinab nicht ihr gewohntes elastisches Schweben war, sondern ein mattes Schlendern, als müßte sie sich Gewalt anthun, vorwärts zu kommen. Und nach etlichen hundert Schritten stand sie abermals still, um wie selbstvergessen vor sich hinzusprechen: „Und doch!" Dann warf sie, wie über sich erzürnt, trotzig die Lippen auf, legte den Rest ihres Weges rasch zurück, überschritt die Brücke und bog jenseits derselben in die Nußbaumallee ein, an welcher ihr Quartier lag.

Im Vorzimmer zu ihrem Gemache harrte ihr Kammermädchen der Herrin. Die Dienerin stand auf, als Brunhild eintrat, und sagte schüchtern: „Gnädiges Fräulein, sind Sie unwohl?"

„Unwohl? Wie so?"

„Sie sehen so angegriffen aus, so blaß!"

„Bah, ich bin ganz wohl. Hast Du Georg zur Post geschickt?"

„Ja, und er brachte einen Brief zurück," versetzte das Mädchen, die Thür zu dem inneren Zimmer öffnend.

Brunhild trat ein, nahm den Brief vom Tische und legte ihn wieder gleichgültig hin, als ihr die Adresse die Handschrift ihres Vaters gezeigt hatte. Sie ging an's Fenster und stand eine Weile nachdenklich, die Blicke mehr in das eigene Innere als in die Landschaftspracht draußen tauchend. Mit einem Male trat sie hef-

tig zurück; sie hatte den „Narren" oder „Gecken" erblickt, welcher, aus dem Hotel kommend, drunten rasch über den Vorplatz schritt. Wie sie sich vom Fenster wegwandte, fiel ihr Blick zufällig auf den großen Spiegel an der Seitenwand und dieser zeigte zu ihrer Ueberraschung, daß ihr Antlitz, welches doch nach Aussage der Zofe so eben noch blaß gewesen, mit Purpurröthe bedeckt war. Unwillig kehrte sie sich von der ärgerlichen Glasfläche ab, nahm zerstreut den Brief auf, öffnete den Umschlag und begann mechanisch zu lesen. Plötzlich jedoch erweiterten sich in Staunen und Schrecken ihre Augen, sie wankte auf ihren Füßen, schwankte bleich wie der Tod auf einen Stuhl zu, ließ sich auf denselben niederfallen und preßte, das Papier in ihren gerungenen Händen zerknitternd, halb athemlos hervor: „Eine Bettlerin! Eine Bettlerin!" Toulos fügte sie nach einer Weile hinzu: „Ah, wie sagte denn der .... der .... der Mann? „Wenn die Götter Dir die Pforte zum Himmel aufthun!" .... Zum Himmel? .... Aber schon ist sie zugeschlagen, unwiederbringlich!"

Nach Verlauf einer Stunde ging im Vorzimmer draußen die Klingel. Die eintretende Zofe fand ihre Herrin in gewohnter Fassung und Haltung. Fräulein Brunhild sagte kurz und kalt: „Rasch die Koffer gepackt, Hanne! Laß Georg die Rechnung fordern und bereinigen. Wir reisen mit dem zunächst abgehenden Dampfboot."

IV. Verkauft und gekauft.

Auf dem von zwei reich vergoldeten Karyatiden getragenen Marmorgeſims des Kamins brennt eine aus Silber getriebene dreiarmige Lampe und erhellt ein Schlafgemach, welches mit anmuthvoller Pracht auszuſchmücken und zum Empfang der Hochgeliebten herzurichten zärtliche Fürſorge und künſtleriſch gebildete Einbildungskraft gewetteifert haben.

Aber die Augen Brunhilds ſchweifen gleichgültig über alle dieſe Liebeserweiſe des Mannes hin, dem ſie heute mittels eines froſtigen Kopfnickens vor dem Altar zum Weibe ſich gelobt hat.

Im vollen Brautſtaat, das Myrthenreis noch im Haare, liegt ſie, den Rücken der von einem mauriſchen Hufeiſenbogen überwölbten Niſche zugewandt, in welcher hinter einer Wolke von dunkelrother Seidendraperie die weißen Atlaspfühle des Brautbettes hervorſchimmern, in einem Lehnſtuhl, den Blick ſtarr auf einen mächtigen Spiegel geheftet, der ihre Geſtalt voll widerſpiegelt.

Ihr Antlitz iſt bleich bis zur Fahlheit und zu dieſer Bläſſe ſteht das düſtere Feuer der großen dunkeln Augen, ſteht das Fieberroth der trotzig zuſammengepreßten Lippen in einem unheimlichen Kontraſt. Zuweilen hebt ſich ihre Bruſt unter dem weißen Spitzenkleid und da legt ſie die ſchöne ſchlanke Hand darauf, wie um den Sturm der Gefühle, die da drinnen ihre Wogen ſchlagen, niederzupreſſen.

Dann wendet ſie, als ob ihr Spiegelbild ihren Widerwillen erregte, mit einer Gebärde der Ungeduld den Blick vom Spiegel ab, ſteht auf und geht an das hohe Bogenfenſter, deſſen Doppelflügel geöffnet ſind.

Aus den Blumenbeeten drunten hauchen Veilchen und Hyazinthen ihren Duft zu der schönen, bleichen, dämonisch bewegten Braut empor. Sie achtet nicht darauf. Theilnahmlos tauchen ihre Augen in die laue, mondhelle, leise athmende Frühlingsnacht. Fernher klingt das Singen stürzender Gletscherbäche. Wie in träumerischem Kosen plätschert das leichte Wellengekräusel des Sees an dem Uferſaum des Parkes. Weithin über die prächtige Wasserfläche zittert ein silberner Stral, der Widerschein der Mondsichel, die in der dunkelblauen Wölbung der Himmelsglocke über dem Hochgebirge schwebt. Ihr geisterhaftes Licht rieselt auf einen Bergkoloß von höchster Mächtigkeit nieder, welcher jenseits des Sees, gerade dem Fenster des Brautgemachs gegenüber, hinter vielfach abgestuften Vorbergen seine furchtbar schroffen, schwarzen, eisumpanzerten Felsenglieder hoch in die Lüfte hebt. Mechanisch fällt ihr Blick auf die finstere Bergmajestät, mechanisch haftet er an den beiden blendend weißen Firnschneeflächen, welche an der Scheitelkrone des dunkeln Riesen wie zwei Diamanten funkeln.

Ihre Seele ist weit von hier; ist daheim im nie zwar geliebten, jetzt aber gehaßten Vaterhause, zur Stunde, wo ihr Vater, händeringend, Angstschweiß auf der Stirne, flehend zu ihr gesagt hatte: „Es kostet Dir nur ein Wort, nur ein Ja, um mich vom Bettelstab, um mich von Schmach und Selbstmord zu retten!“ Und sie hatte dieses Wort gesprochen, hatte dieses Ja gegeben, dem Manne gegeben, welchem schon in dem Moment, als sie zuerst ihn gesehen, ihr Herz stürmisch entgegengeschlagen und welchen, so wollte es ihr infernalischer Stolz, sie tödten möchte, könnte, müßte, weil

ein tückisch Verhängniß ihm gestattet hatte, so um sie zu werben, so sie zu erwerben ...

Die schweren Sammetgardinen, welche die Thüre des Zimmers verbargen, wurden zurückgeschlagen und die stattliche Gestalt des Bräutigams erschien auf der Schwelle.

Sigfrids Mund lächelte, aber dennoch lag eine leichte Wolke von Ungewißheit und Sorge auf seinem offenen, mannhaft schönen Gesicht. Er blieb einen Augenblick zögernd stehen, den Blick zu der am Fenster stehenden und in sich versunkenen Braut hinübersendend. Dann schritt er geräuschlos über den weichen Teppich, trat ihr zur Seite und legte sanft seinen rechten Arm um die prächtige schlanke Gestalt.

Sie wandte das schöne Haupt zu ihm um und blickte ihn an, so kalt, so abweisend, so verachtungsvoll, als hätte sie sich auf diesen gefürchteten Moment seit lange mühsam, aber mit Erfolg vorbereitet. Er hielt ihren Blick aus, und als nun sein Auge so lieb und gut und zärtlich auf ihr ruhte, als sie seinen Athem auf ihrer Wange fühlte und sein Arm mit zarter Schonung sie gegen seine Brust hinzog, da schrie es in ihr auf: „Ich liebe Dich, Mann!“ und das Jauchzen und Frohlocken ihrer Seele machte sie unwillkürlich die Arme erheben, um sie dem Bräutigam heiß um den Nacken zu schlagen.

Aber sie that es nicht. Sie fand in ihrem Hochmuth die Kraft, die fast übermenschliche Kraft, es nicht zu thun. Sie hatte sich eine Rolle vorgebildet, die Unselige, und diese Rolle mußte gespielt werden. Doch nein, es war nicht etwas künstlich Zurechtgemachtes, was sie zu handeln trieb, wie sie handelte. Es war

vielmehr ihr eigenſtes Weſen, ihre von früh auf genährte, nahezu an den Wahnſinn ſtreifende Verſchrobenheit, Verdrehtheit und Verbildung, ihre Genialitätsaffektation — die Schwaben haben dafür einen viel derberen, aber auch viel bezeichnenderen Ausdruck — ihre Großweibsſucht, die ihr zur Natur gewordene Unnatur.

Der Zornſchrei des ſterbenden Talbot: „Unſinn, Du ſiegſt!“ iſt ja der unaufhörlich und unzählig oft wiederkehrende Grundbaß in der großen Narrenſymphonie des Lebens ....

Mit einer Stimme, deren leiſes Beben ſeine tiefe Empfindung verrieth, ſagte Sigfrid: „Und ſo hätten gütige Götter doch vollendet, was in den Sternen geſchrieben ſtand — Brunhild iſt das Weib Sigfrids geworden.“

„Das Weib?“ entgegnete ſie ſchneidend, mit einer herbſpröden Bewegung ſeinem Arme ſich entziehend. „Die Waare, wollen Sie ſagen, mein Herr! Man hat mich verkauft und man hat mich gekauft, das iſt Alles.“

Hoch aufgerichtet ſtand ſie ihm gegenüber. Ihre Augen ſprühten Feuer und ihre Schönheit war die der Meduſe.

Ein dunkles Roth überfuhr Sigfrids Wangen und Stirn und ſeine Lippe bäumte ſich zornig empor. Aber er bezwang ſich, wie denn — faſelnde Pſychologen mögen ſagen, was ſie wollen — im Sinn der Vernunft der Mann immer weit mehr ſich zu bezwingen, zu bezähmen und zu beherrſchen weiß als das Weib.

„Brunhild,“ ſagte er mild und freundlich, „bedenke, was Du thuſt! Dieſe Stunde ſchließt unſere ganze Zukunft in ſich.“

„Ich habe Alles bedacht,“ gab ſie zurück. „Nur

nicht, wie sich die Sklavin ihrem Besitzer gegenüber anzustellen hat. Aber," fügte sie mit unbeschreiblich höhnischer Betonung hinzu, „darum brauche ich mir wohl keine Sorge zu machen. Der Käufer wird schon wissen, daß und wie er über die Waare verfügen kann und will."

Den Augen des schwerbeleidigten Mannes entfunkelte ein Zornblitz und seinem Munde entfuhr ein halbunterdrückter Fluch. Aber Sigfrid von Lindenberg war allzeit, in der Studentenkneipe wie auf der Rednerbühne der Volksversammlungen, auf dem Schlachtfelde wie im Kerker, ein Gentleman gewesen und er war es auch jetzt.

Obzwar im Innersten aufgestürmt und empört, wußte er sich zu zwingen und zu stimmen, ungemessenen Tones die Thörichte zu fragen:

„Brunhild, ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja."

Ohne Heftigkeit aber fest faßte er ihre Hand und zog sie ans Fenster.

„Fräulein von Hohenauf, sehen Sie dort drüben am Scheitel des Schreckhorns die zwei so nahe beisammenhängenden und doch ewig getrennten Schneewolken?"

„Was soll das, mein Herr?"

„Das Volk nennt die beiden Schneeflecken dort die zwei verdammten Seelen und erzählt eine schaurige Sage von ihnen. Sehen Sie genau hin! Das Bild unserer Zukunft steht vor ihren Augen."

„Sie dichten, mein Herr."

„Nein, ich prophezeie. Wir werden als zwei verdammte Seelen neben einander stehen und doch hätten

wir mitſammen zwei ſelige ſein können. Sie hätten mich — oh, mit wie wenig Mühe! zum glücklichſten Manne gemacht und ich, für welchen Frauen, ſo ſchön wie Sie, das Leben und mehr als das Leben hingegeben hätten, ich würde Sie auf den Händen getragen und wie eine Mutter geehrt, wie eine Schweſter beſchützt, wie eine Tochter behütet und wie eine Geliebte geliebt haben .... Vorbei!"

Er ließ ihre Hand los, trat zurück und ſagte noch mit einer tiefen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen. Morgen werde ich Ihnen meine Anſichten mittheilen und die Ihrigen entgegennehmen, wie wir unſer Nebeneinanderleben möglichſt wenig unbehaglich einrichten können. Für heute nur noch dies Eine: „Fräulein Brunhild von Hohenauf, Sie haben mich einen Käufer, Ihren Käufer, geſcholten. Wohlan, jetzt und immer verſchmäht der Käufer, über die Waare zu verfügen."

Damit ging er, und als er gegangen, brach ihre Stärke, ihr Stolz, ihr Wahnwitz doch zuſammen. Vernichtet ſank ſie auf einen Stuhl und die unnatürliche, ja frevelhafte Geſpanntheit ihres Weſens ſuchte und fand einen vulkaniſch-heftigen Ausbruch in krampfhaftem Schluchzen.

V. Neben einander.

Aus den zwei verdammten Seelen wurden nicht zwei ſelige. Sie lebten neben einander hin, bis, wie

Sigfrid am Morgen nach der trübseligen Hochzeitnacht seiner Frau, die nicht seine Frau war, vorgeschlagen hatte, „eine schickliche Lösung sich fände."

Er benahm sich gegen sie mit vollendeter Courtoisie. Selbst der leiseste Schatten von Zwang war aus ihrem Dasein entfernt und sie mochte sich in vollster Freiheit bewegen. Die Dienerschaft zollte der Herrin ehrerbietigste Aufmerksamkeit und pünktlichsten Gehorsam. Jedem Wunsch, den das verzogene Glückskind launenhaft hinwarf, geschah mit fast zauberhafter Raschheit Genüge. Sie zwang sich, heiter zu erscheinen, geräuschvoll das Leben zu führen, und derweil verzehrte sich ihr stolzes Herz in der Brust.

Denn sie liebte diesen Mann, der ihr mit so gleichmäßig höflicher Kühle begegnete, liebte ihn mit brennender Glut und Eifersucht. Sie ertappte sich auf Unmöglichem; denn für unmöglich hätte sie es doch für wahr gehalten, daß eine Zeit kommen könnte, wo sie, wie sie that, heimlich die Armstuhllehne küssen würde, worauf Sigfrids Hand geruht, wo sie, so es ungesehen geschehen konnte, zärtlich seinen alten morosen Pudel, der mancherlei Fata mit seinem Herrn durchgemacht, liebkosen, wo sie in den Stall sich schleichen würde, um das Lieblingspferd Dessen zu streicheln, den sie so übermüthig verschmäht, so tödtlich gekränkt hatte.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß die Energie ihrer Leidenschaft den Eiswall ihres Hochmuths einmal unversehens durchbrochen und niedergeworfen haben würde, falls Sigfrid nicht so streng innerhalb der Schranken kühler Gemessenheit sich gehalten hätte. Die Beiden sahen sich meist nur bei Tische und bei diesen Begegnungen gefiel sich der Schloßherr in einem Tone, wel-

chen die Frauen und vollends leidenschaftliche Frauen am allerwenigsten ertragen können, in dem Tone gleichmüthiger Ironie nämlich, die sich mitunter in allerhand krausen Bildungen des Humors ausließ. „Er verschmäht mich," grollte es in der tiefsten Seelenfalte des stolzen Weibes; „er verschmäht mich und glaubt mir zeigen zu dürfen, daß er mich verschmäht. Eher sterben, als dem Uebermüthigen durch ein Wort, durch einen Blick verrathen, was . . ." nun, was sie vor sich selbst verbergen wollte und doch nicht konnte, nämlich, daß sie diesen Mann anbetete.

Vielleicht hätten ihre heimlichen Monologe doch anders gelautet, so sie mit angehört hätte, wie der alte Hausmeister eines Abends zu seiner alten Lebensgefährtin sagte: „Höre, Lise, der arme Herr ist in letzter Zeit auffallend gealtert. Vor etlichen Monaten hatte er noch kein weißes Häärchen auf dem Kopf und im Bart, und jetzt hat es recht ordentlich drein geschneit."

„Ich hab's wohl bemerkt," gab die Lise zur Antwort. „Der gute Herr ist recht unglücklich, obgleich er sich's nicht anmerken lassen will. Warum hat er aber auch so 'ne Lucifera heimgeführt?"

„So 'ne was für Eine?"

„Nun ja doch, Alter, so 'ne Lucifera, sag' ich. Die Dam' ist ja stolzer und hochmüthiger als Lucifer selber. Gib acht, lange thut das nicht gut . . . ."

Zu Ende des Hochsommers kam Pastor Schwarzdorn zum Besuch. Sigfrid holte den Freund auf der nächsten Eisenbahnstation ab. Sie hatten demnach mehrere Stunden zusammen zu fahren und so langte Schwarzdorn, der ein Künstler im Ausholen war, ziemlich vollständig über den Stand der Sache im

Schlosse unterrichtet daselbst an. Der kaustische Verächter von Menschen und Dingen war aber doch lange nicht Mephistophel genug, sich darüber zu freuen, daß der Romantiker Sigfrid seine Prophezeiung nicht Lügen gestraft hatte. Wunderlich aber war es anzusehen, daß der zwanglose Sarkastiker bei Tafel der Schloßherrin gewissermaßen zu imponiren, ja sogar fast ihr Wohlgefallen zu erregen verstand.

Nachher zeigte Sigfrid dem Freunde die neuen Wirthschaftsgebäude, die er gebaut, und die ausgedehnten Parkanlagen, die er bis zum Hochwald des Bergrückens, an dessen Fuß das schöne Besitzthum gelegen ist, hinaufgeführt hatte. Sie verbrachten mit der Besichtigung des Gutes den Nachmittag und auf dem abendlichen Heimweg zum Schlosse äußerte der Gast: „Ich mach' Dir mein Kompliment, alter Junge. Dein Gut darf sich sehen lassen, und Du scheinst in der Verwaltung desselben eine angemessene und fruchtbare Thätigkeit gefunden zu haben. Es ist auch gescheidter und lohnender, hier Aecker zu verbessern, Wiesen zu entsumpfen, Bäume zu pflanzen und Gartenanlagen zu schaffen, als daheim bei uns politisches Phrasenstroh mit zu dreschen."

Sigfrid, welcher das Bedürfniß fühlte, seine Seele ihrer schweren Bürde wieder einmal in einem heftigen Ausbruch zu entladen, ergriff die gebotene Veranlassung, um sich mit äußerster Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit über die deutschen Zustände auszulassen. „Dieses Deutschland, das zu vergessen und dem zu entfremden mir — Dank den Göttern! — nachgerade gelungen ist," rief er aus, „dieses Deutschland würde die Schlafstube der Weltgeschichte sein, wenn es nicht ihre mit

Hunderttausenden von unnützen Scharteken angefüllte Bücherei wäre, wohin sich Dame Historia zurückzuziehen pflegt, um, ermüdet von Thaten, die sie mit anderen und für andere Völker gethan, im Halbschlummer über philosophischem und theologischem Nonsens und literarischem Lumpenkram zu duseln und zu dämmern.“ In diesem Tone ging es lange fort; denn Ehren Schwarzdorn, welcher merkte, daß die Explosion dem Freunde Erleichterung verschaffte, trug Sorge, die „Gemüthsausschleimung,“ wie er das Ding bei sich nannte, durch sarkastisch hingeworfene Widerspruchsworte noch mehr zu reizen und in Fluß zu bringen. Endlich schloß Sigfrid damit, daß er dem Freunde die Frage zuschleuderte: „Was ist denn dermalen in dem Fröbel'schen Kleinkindergarten deutscher Politik das Hauptspielzeug?“

„So viel ich weiß, eine Nähmaschine, worauf, da wir derartiger Kostüme niemals genug haben können, ein neuer Herzogsmantel nach allen Vorschriften der Legitimität und Heraldik verfertiget werden soll,“ versetzte der Pastor. Dann plötzlich den Ton ändernd, fügte er ernst und theilnehmend hinzu: „Lieber Freund, Du bist offenbar nicht in der Verfassung, ein ruhiges und wohlbemessenes Urtheil über die deutschen Sachen hören, geschweige denn fällen zu können. Deine Worte riechen nach Galle, das Unglück macht bitter und ungerecht, und gestehe nur, Du bist kein glücklicher Mann.“

„Es wird sich geben.“

„Es wird sich leider nicht geben! Denn eher und leichter bringst Du zehn Kameele zumal durch ein Nadelöhr als den Eigensinn und die Halsstarrigkeit eines Weibes zur Anerkennung eines Unrechts und

einer Verfehlung. Diese Brunhild hat, gerade heraus gesagt, etwas Satanisches an sich. Sie wird Dich unfehlbar zu Grunde richten, wenn Du sie nicht zeitig von Dir thust."

„Bah, warum nicht gar? Ich sag' Dir, ich will und werde sie doch noch zähmen, die schöne stolze Wilde . . . ."

Wunderbare Tyrannin, Konvenienz die Große, die Größte! Selbst die unbezähmbare Brunhild fügte sich ihr, als ob da von einem Widerstande nur gar keine Rede sein könnte. Sie fügte sich ihr, indem sie gegenüber dem Gast in aller Form die Frau vom Hause darstellte und beim Abendtisch die Obliegenheiten der Wirthin anmuthig erfüllte. So anmuthig, daß Sigfrids Stirne hell aufglänzte, Schwarzdorns Humor in prasselnden Raketen sich entlud und ein rechtes Behagen über den kleinen Kreis sich verbreitetete. Auch Brunhild fühlte sich davon berührt und horchte mit Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer, welche, jeder in seiner Art bedeutend, so sehr von einander verschieden waren und doch einander so von Herzen zugethan.

Schwarzdorn äußerte seinen Entschluß, die ungewöhnlich günstige Witterung zu benutzen, um gleich morgen eine kurze Rundreise durch altbekannte und geliebte Hochgebirgsgegenden anzutreten, und Sigfrid erklärte, daß er den Freund begleiten wolle.

„Darf ich auch mit?" fragte Brunhild. Das unbedachte Wort war heraus, aber blitzschnell kam die Reue hinterdrein. Sie biß sich auf die Lippe, sie hätte sich mögen die Zunge abbeißen. Als Sigfrid voll freudiger Verwunderung die Fragerin ansah, blickte ihm schon wieder nur das unbewegliche Marmorantlitz der

sprödesten, stolzesten aller Walküren entgegen. So sagte denn der Angekältete artig, aber in kühlem Scherzton: „Wer wird erst noch fragen! Von mir gar nicht zu reden, selbst der knorrige Schwarzdorn da wird zu Blüthen der Liebenswürdigkeit ausschlagen, falls er die Ehre und das Glück hat, Ihren Reisekavalier machen zu dürfen.“

Auf ihrem Zimmer angekommen, sagte Brunhild halb unbewußt vor sich hin: „Das war ein lieber Abend .... Wie gut und schön er spricht und wie viel Seele in seinem Auge!“ Und sie seufzte tief auf.

In dieser Nacht bethaute sie ihr Kissen mit brennenden Zähren.

VI. Ein Mann.

Die kleine Reisegesellschaft hatte ein halb Dutzend Tage lang jene Alpenlandschaft durchzogen, die unbedingt zu den erhabensten und zugleich anmuthigsten Landschaftsdichtungen der Schöpferin Muttererde gezählt werden muß. Auf der Heimkehr zum Schloß am See hatten die Reisenden einen Rasttag in dem berühmten Fremdenstandlager und Kurort gemacht, allwo vor Jahresfrist die erste Begegnung zwischen Sigfrid und Brunhild stattgehabt.

Schwarzdorn, dessen scharfer Blick in dem Benehmen, welches die stolze Schöne während der Gebirgsfahrt eingehalten, gelesen hatte, daß etwas in ihr arbeitete, was vielleicht eine glückliche Veränderung zu

Gunsten seines bedauerlichen Freundes zuwegebringen könnte, war auf den Einfall gekommen, gerade an diesem Orte, wo die Beiden einander zuerst gesehen, einen entschiedenen und entscheidenden Versuch zu machen, sie zusammenzubringen. Er hatte daher den Vorschlag gemacht, etliche Tage hier zu verweilen, um altvertraute, erinnernngsreiche Pfade wieder zu begehen, wie er andeutungsvoll sagte. Der Vorschlag war gebilligt worden und der pastorliche Mephisto, welcher, aller seiner Skeptik und Sarkastik zum Trotz, gleich allen seinen „engeren Vaterlandsleuten" ein gut Stück Romantik im Leibe hatte, mühte sich mit dem Gedanken ab, wie es zu machen wäre, daß er die Beiden möglichst zwanglos und unversehens zu der Burgruine an dem kleinen Hochsee hinaufbrächte, wo er seinen „großen Schlag" thun wollte . . .

Die beiden Freunde waren bei hereingebrochenem Abend nach dem Zeitungslesekabinett gegangen und Brunhild saß, nach dem heißen Tage die Nachtkühle zu genießen, auf der kleinen Veranda, auf welche sich eine Thüre ihres Zimmers öffnete, das gegen den Garten des Hotels hinauslag, welcher sich mit seinen Blumenbeeten und Gebüschen in die Schatten der Nacht hindehnte. Es war still. Das Gesumme der Schwärme von den in der großen Allee bei Laternenschein Lustwandelnden drang nicht hierher. In das leise Rauschen des hinter dem Garten vorbeiströmenden Flusses mischten sich, von der Anlage beim Kurhause herabkommend, einzelne verlorene Geigen- und Flötentöne.

Brunhild, hinter der Fülle des Laubgewindes der wilden Rebe, welches die Veranda bekleidete und bedachte, in sich zusammengeschmiegt, ließ die Erlebnisse der letz-

ten Tage an ihrer Seele vorübergehen und ſie ſträubte ſich, wie ihr Stolz noch vor wenigen Monaten oder Wochen gethan hätte, ſchon nicht mehr gegen die wohlige Nachempfindung der Befriedigung, womit das zartſinnige Gebaren Sigfrids ſie erfüllt hatte. Sie empfand es daher mißmuthig als einen ſtörſamen Eingriff in ihre Träumerei, als eine Geſellſchaft von Engländern, der ſonſtigen ſteifleinenen ungeſelligen Gewöhnung dieſer „rothhaarigen Barbaren" ganz entgegen, unten im Garten an einem Tiſche lärmend debattirend ſich etablirte. Kellner ſtellten Kerzen mit Glasglockenſchirmen auf den Tiſch, brachten Weinflaſchen und eine dampfende Grogbowle. Die Gentlemen, ſammt und ſonders ſchon über das jugendliche Mannesalter hinaus, mochten alte Bekannte ſein, ſich zufällig am hieſigen Orte getroffen haben und in der Freude hierüber zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, „die Flaſche herumgehen zu laſſen," wie dieſelbe vor Zeiten zu Oxford oder Kambridge unter ihnen herumgegangen war. Ein ſtattlicher Mann von militäriſcher Haltung, dem von jeder ſeiner Wangen eine ungeheure, braundrothe Haarkotelette herabhing und den die Andern mit „Kolonel" anredeten, war augenſcheinlich der Mittelpunkt und ſo zu ſagen die Reſpektsperſon des Kreiſes, in welchem es hinlänglich laut herging.

Brunhild war aufgeſtanden, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als der Gegenſtand des Geſpräches der Engländer — ſie verſtand Engliſch — ſie zurückhielt, obſchon ſie gar nicht hatte hinhören wollen. Sie bedauerte aber ſofort, einer mechaniſchen Regung von Neugier nachgegeben zu haben.

Es war gerade die Zeit, wo das moderne Karthago

sich einbildete, für die „Rose von Dänemark" zu schwärmen, und der britische Leopard, in mehr oder weniger künstlicher Erhitzung, seine Flanken kriegerisch mit dem Schweife peitschte, mit demselben Schweife, welchen er bald darauf, als es hätte zum Klappen kommen sollen, so kläglich-schmählich zwischen die Hinterbeine geklemmt hat. Kein Wunder daher, daß die zechenden Gentlemen das „feigste und niederträchtigste Volk der Erde" — so betitelten ja die englischen Zeitungen die vierzig und mehr Millionen Deutsche Tag für Tag — zum Gegenstand ihrer Unterhaltung und zum Stichblatt ihres Grog-Humors machten. Allen voran der Kolonel, welcher seinen Kumpanen im Groteskstyl die Erlebnisse einer Reise schilderte, welche er so eben in deutschen Landen gemacht hatte. Da er sehr laut sprach, konnte Brunhild hinter dem Laubvorhang der Veranda alle die Hohn- und Schmachreden, womit er Deutschland bedachte, deutlich verstehen, und nun ging etwas Seltsames in ihr vor.

Patriotisch zu fühlen gehört bekanntlich in der Regel nicht zu den Erfordernissen einer vornehmen Anschauung und Führung des Lebens. Man überläßt das der „Roture" und der „Kanaille". Die vornehme Gesellschaft Europa's hat einen kosmopolitischen Schliff und steht behufs der Aufrechterhaltung ihrer Privilegien in einem stillschweigenden Kartellverhältniß. Brunhild hatte daher kaum jemals über den Sinn des Wortes Vaterland nachgedacht und erst in neuester Zeit, erst seit ihrem Aufenthalt in Sigfrids Hause, hatte sich ihr das Vaterlandsbewußtsein mehr und mehr aufgedrungen. Wie das gekommen, sie wußte es selbst nicht zu sagen. Sigfrid stimmte doch keineswegs in den deut-

ſchen Modeton unſerer Tage ein, des nationalen Nichts durchbohrendes Gefühl mit dem Phraſenbalſam ſelbſtgefälligſter Selbſttäuſchung zu überſtreichen und zu ſchwichtigen. Im Gegentheil, er geißelte, was er das deutſche Maulheldenthum und die liberaliſirende Impotenz nannte, bei jeder Gelegenheit und erſt heute noch hatte er, als zwiſchen ihm und Schwarzdorn von der ſchleswig-holſteiniſchen Sache die Rede war, die bittere Spottäußerung gethan: „Da werden wir uns mal wieder hübſch blamiren! Weil die Nation, und zwar ganz durch ihre eigene Schuld, als ſolche nichts iſt und nichts kann, ſo mußte jeder Deutſche mit ſehenden Augen und geſundem Menſchenverſtand von Anfang an wünſchen und, was an ihm lag auch wirken, daß die einzige vernunftgemäße und praktiſche Löſung der Frage, d. h. die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen, möglichſt raſch zu einer vollendeten Thatſache würde. Statt deſſen ſchwatzen die ewigen Schwätzer zu Gunſten irgend eines beliebigen Thronprätendenten und begeiſtern ſich dafür, an das bunte Kleinſtaaterei-Narrenkleid der armen Germania einen neuen Lappen zu plätzen. Ach, unſere Landsleute ſind wie die Prieſter des altägyptiſchen Thierdienſtes! Sie können der heiligen Geſchöpfe nicht genug haben und kommen vor Freude und Jubel ganz außer ſich, ſo in Dolzig oder ſonſtwo ein neues aufgefunden wird.“

Und doch hatte der feine weibliche Inſtinkt Brunhild unſchwer erkennen laſſen, daß Sigfrid unendlich viel mehr Vaterlandsgefühl verbarg, als Hunderte liberaler Stichworthelden und patriotiſcher Gemeinplätzetreter mitſammen aufzuzeigen ſich befliſſen. Einzelne gelegentlich hingeworfene Aeußerungen des ſcheinbar ge-

haßten und heimlich mehr und mehr heißgeliebten Mannes waren, eben weil sie von ihm kamen, für Brunhild zu fruchtbaren Anregungen geworden, über Wesen und Charakter, über die wahren Vorzüge und die wahren Mängel der Nation nachzudenken, welcher sie entstammte.

Allein so recht als eine Deutsche sich empfunden hatte sie doch noch nie bis zu dieser Stunde, wo vor ihren Ohren ihr Vaterland so gröblich beschimpft wurde.

Sie fühlte, daß ihr das Blut zornheiß in die Wangen und Schläfen strömte. Ihre Hände ballten sich krampfhaft und, mit dem Fuße aufstampfend, murmelte sie vor sich hin: „Oh, wär' ich ein Mann!"

In demselben Augenblicke zuckte sie empor und ihr Auge schoß einen Blitz, halb peinlichster Spannung, halb Frohlocken, durch die Blätterwand in den Garten.

In den scharfabgeschnittenen Kreis der Lichthelle, welche von dem Tische der Engländer ausging, war die Gestalt Sigfrids getreten, während hinter derselben die des Pastors nur in dämmernden Umrissen erschien.

Brunhild sah, daß ihr Mann — denn in diesem Moment nannte ihn ihr stolzes Herz in völliger Selbstvergessenheit also — hinter den Kolonel trat und demselben die Rechte auf die Schulter legte. Sein Gesicht war bleich, seine Nasenflügel dehnten sich, unter den dicht zusammengezogenen Brauen blickten die Augen groß, klar und stolz. Der Kolonel, mitten in einem Satze unterbrochen, wandte sich um, seine Gesellschafter schauten auf.

„Sir," sagte Sigfried langsam in englischer Sprache, „ich habe die Ehre, ein Deutscher zu sein."

Mehr verstand die Lauscherin nicht, aber das Me-

tall dieſer Worte wurde zu einer ſtürmiſchläutenden Freudenglocke in ihrem Herzen. „Er iſt ein Mann, mein Sigfrid, ein Held!“ jauchzte es auf in ihr. Sie ſtürzte in ihr Zimmer, um die Treppen hinab und ihm an den Hals zu fliegen. Aber da ſchlug es wie ein lähmender Blitz vor ihr nieder: „Er wird kämpfen! Er kann fallen!“ und halb ohnmächtig warf ſie ſich auf das Sopha.

Dann kroch aus einer Seelenfalte des unglücklichen Weibes der Gedanke: „Aber dürfte, würde er ſein Leben an einen elenden Pralhans wagen, ſo er mich liebte, auch nur ſo viel liebte, wie ich ſeinen alten treuen Karo liebe?“

Nach einer geraumen Weile, während welcher ſie vergeblich nach Faſſung rang, hörte ſie in dem über dem ihrigen gelegenen Zimmer Sigfrids die beiden Freunde mitſammen auf und nieder gehen. Dann wurden droben Stühle gerückt, es trat Stille ein, es war ſchon tief in der Nacht.

„Er kommt nicht,“ ſagte ſie bebend, „er will mich nicht mehr ſehen, mir nicht ein armes Abſchiedswort ſagen!“

Sie ſprang auf, öffnete leiſe die Thüre und ſchlich auf dem dunklen Korridor bis zum Fuße der nach oben führenden Treppe, ohne ſich klar zu ſein, was ſie denn eigentlich wollte. Da ging droben eine Thüre auf, ein Lichtſchein blitzte über die Treppenſtufen und ſie vernahm Sigfrids Stimme, welcher zu dem Freunde ſagte: „Verſchlaf' Dich nicht, Alter, und ſei pünktlich, damit wir mit Sonnenaufgang auf dem Platze ſind.“

Von einer tödtlichen Angſt angefaßt, floh ſie in ihr Zimmer zurück. „Mit Sonnenaufgang .... auf dem

Platze." Also wär das Furchtbare wahr? Ihr Herz hämmerte hörbar laut in der Brust. Und er kam nicht zu ihr! Aber hatte sie es denn um ihn verdient, daß er zu ihr käme? Nein! Wohl aber geziemte es ihr, zu ihm zu eilen, sich zu seinen Füßen zu werfen, seine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen: „Verzeih' mir, oder kannst Du mir nicht verzeihen, so laß mich wenigstens mit Dir sterben!"

Sie fühlte das und schon hatte sie die Thürklinke, als sich der Stolz und Hochmuth zum letzten Male triumphirend in ihr aufbäumte. „Wie, wenn der stolze Mann die Flehende verachtungsvoll von sich stieße? Wenn er die Gelegenheit willkommen hieße, an der bis zum Aeußersten sich Demüthigenden den tödtlichen Schimpf zu rächen, welchen sie in jener unseligen Hochzeitnacht ihm angethan?"

Der Gedanke, so sinnlos er sein mochte und wirklich war, verwandelte ihr kochendes Blut in Eis. Sie ging nicht in das Zimmer Sigfrids hinauf, aber sie verwachte den Rest der Nacht in verzweiflungsvollem Brüten.

VII. Erkämpft.

Ein leises Geräusch in dem Zimmer über ihr störte sie auf. „Er rüstet sich zu dem verhängnißvollen Gange," sagte sie. „Ob er auch jetzt nicht versucht, mir ein Abschiedswort zu sagen?"

Er schien es nicht versuchen zu wollen. Brunhild

öffnete vorsichtig die Thüre ihres Zimmers und lauschte hinaus. Das fahle Zwielicht des ersten Morgengrauens lag auf dem Korridor. Sie hörte nach einer kleinen Weile die beiden Freunde geräuschlos die Treppe herabkommen.

Am Fuße derselben standen sie still und Brunhild, deren Seele in ihren Ohren war, vernahm die flüsternde Stimme Schwarzdorns: „Und Du willst also Deiner Frau kein Wort sagen?“

„Nein,“ entgegnete Sigfrid. „Es wäre schade, ihren Morgenschlummer zu stören. Ist die Schnurre vorbei, so oder so, magst Du ihr in Deiner Weise gelegentlich erzählen, daß Alter nicht vor Thorheit schütze, d. h. daß ein alter Burschenschafter nicht ruhig habe mit anhören können, wie so ungalant man mit der armen alten Mutter Germania umsprang.“

„Aber“ —

„Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zum Plaudern, komm! Im Uebrigen ist ja Alles —“ Seine Stimme verklang im Fortgehen.

Brunhild zog den Kopf zurück und schloß die Thüre. „Er wollte mich nicht sehen,“ sagte sie in bitterem Groll und Trotz. „So mag er denn gehen.“

Sie versuchte, mit aller Gewalt in diese trotzige Stimmung mehr und mehr sich hineinzuarbeiten. Aber es ging nicht. Sigfrids Worte: „Es wäre schade, ihren Morgenschlummer zu stören,“ hatten sie etwa kalt oder gar spöttisch geklungen? O nein! Aber er hatte sie nicht sehen und sprechen wollen. Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen und darum, meinte sie, wäre es das Klügste, sie kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Aber es ging nicht. Eine furchtbare Beklemmung bemächtigte sich ihrer und drohte sie zu ersticken. Sie riß das nächste Fenster auf und von der großen Nußbaumallee her, auf welche dasselbe hinausging, schlug ihr die kühle Morgenluft entgegen. Sie beugte sich tiefaufathmend hinaus und da erhaschte ihr Auge zwei Männergestalten, welche von der Allee rechts ab auf den Fußweg bogen, der über die große Matte nach der entgegengesetzten Seite des Thalbodens führt. In demselben Augenblicke rasselte ein Wagen von der Freitreppe des Hotels weg und fuhr eilends die Allee hinab.

Da quoll ein Gedanke heiß in ihrer Seele auf und erfüllte widerstandslos ihr ganzes Fühlen und Sein. Nur im Umsehen raffte sie Hut und Shawl auf und enteilte dem Zimmer, sprang die Treppe hinab, glitt an dem aus verschlafenden Augen verwundert sie anblickenden Portier, welcher im Begriffe war, die Hausthüre wieder zu schließen, vorüber durch den Portikus, den Perron hinab, in die Allee hinaus und lief dieselbe entlang bis zu der Stelle, wo der erwähnte Fußpfad sich abzweigt.

Diesen schlug sie ein und verfolgte ihn geflügelten Ganges. Da, wo an der andern Seite des Thales der Bergwald anzusteigen beginnt, mündet der Fußweg in eine Fahrstraße, welche zwischen der Gebirgswand und dem Ufer des Stromes knapp sich hinwindet. Hier erschaute sie durch den leichten Morgennebel hindurch nur etliche hundert Schritte vor sich die rasch ausschreitenden Gestalten Sigfrids und seines Freundes, und, kaum von ihr erblickt, schlugen die Beiden einen linkswärts in den Wald hinaufführenden Seitenweg ein. Als sie an diesen herangekommen, bemerkte sie, daß

wenige Schritte darüber hinaus ein Zweispänner auf der Straße hielt. Er war leer. „Sind die Herren in den Wald hinauf?“ fragte sie den Droschkenführer.

„Myni Engelländer? Jo, sie heiget gäng dä Weg g'no,“ gab der Mann gleichgültig zur Antwort, mit dem Ende seines Peitschenstiels auf den Waldweg deutend.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schlug Brunhild denselben ein. Er führte anfänglich gemächlich, dann steil und steiler bergan und endlich auf eine dicht mit Tannen bestandene Ebene. Hier aber theilte er sich und zwar dreizackig. Brunhild stand in peinvoller Ungewißheit eine Sekunde lang still. Rings um sie waltete lautloses Schweigen, da die Zeit der Sonnenwende längst vorüber und der Vogelsang demnach verstummt war. Plötzlich fiel ein helles Leuchten in die graue Waldesdämmerung und als Brunhild aufschaute, sah sie die Tannenwipfel röthlich angeglommen. Das Tagesgestirn mußte also über die Gebirgsspitzen im Osten herauf sein.

Es trieb sie mächtig vorwärts, aber wohin? Sie that nacheinander auf jedem der vor ihr liegenden drei Pfade etliche Schritte vorwärts und ebenso rasch wieder zurück. Endlich warf sie sich hastig auf den mittleren, geradeaus führenden und eilte vorwärts mit der Elasticität eines um Tod und Leben rennenden Rehes, nicht achtend, daß nach einer kurzen Strecke der Weg in vielfachen Wendungen wiederum jäh bergan führte. Dann sprang er mit scharfer Biegung plötzlich nach rechts um, führte in dichtes Unterholz und Gestrüppe und ging hier ganz aus.

Verzweifelnd hielt die Eilende inne. Ihr Busen

flog, Tropfen kalten Schweißes rollten von ihren Schläfen herab und ihre Augen starrten in die sie umgebende Waldwildniß, als ob sie vor Bangen aus ihren Höhlen springen wollten. In diesem Augenblicke kam das geahnte, das gewußte Gefürchtete. Zwei Schüsse fielen dort rechtshin so rasch hintereinander, daß es wie nur ein Knall durch den Wald hallte.

Der Athem stockte in Brunhilds Brust. Dann brach ein Schrei aus ihrem Munde, grell und gell wie die Verzweiflung, und im nächsten Augenblicke flog sie unaufhaltsam durch das Gebüsche dahin, woher der Schall gekommen.

Die gesuchte Stelle war nahe beian. Brunhild fand sich unversehens am Saum einer Lichtung, von welchem der Boden rasch gegen ein schmales Thälchen abfiel, welches hier in den Wald eingeschnitten war. Auf dem grünen Wiesengrund konnte sie, etwa fünfzehn Schritte von einander entfernt, zwei Gruppen wahrnehmen, jede aus drei Figuren bestehend. Und je eine derselben lag und je zwei standen. Sie konnte in dem einen Daliegenden den englischen Kolonel erkennen, der jetzt ein sehr stiller Mann, und .... doch nein, sie erkannte, sie sah nicht ihn, sah nichts und niemand außer dem Einen — Sigfrid.

Und „Sigfrid! Sigfrid!" schrie sie auf, in wahnsinnigen Sätzen den Abhang hinunterfliegend, und im nächsten Augenblicke lag sie ihm zur Seite auf den Knieen und schlug die Arme um den sterbenden Mann. Denn ein Sterbender war er. Die Gegner hatten, wie bestimmt worden, auf kurze Distanz a tempo gefeuert und in demselben Moment, wo Sigfrids tödtliche Kugel dem Kolonel in die rechte Schläfe geschlagen,

war ihm das Blei desselben seitlings in die Brust gefahren.

Aschfarben im Gesicht, faßte Schwarzdorn den Arm des Arztes, welchen die Engländer mitgebracht hatten, und gepreßten Athems, fast pfeifend stieß er die Frage hervor: „Keine Rettung, Doktor?"

Der Arzt schüttelte den Kopf und flüsterte zurück: „Keine. Er hat nur noch Sekunden zu leben."

„Sigfrid, mein Sigfrid!" flehte in Tönen bebender Zärtlichkeit Brunhild. „Ich bin da, Brunhild, Dein Weib, Deine Sklavin, die den Staub von Deinen Füßen küssen, die für Dich leben, die für Dich tausend Tode sterben will!"

Der tödtlich Getroffene, den man mit dem Rücken an eines der bemooften, über die Matte hingestreuten Felsstücke gelehnt hatte, erhob das Haupt und öffnete die schon von den Schatten des Todes umflorten Augen. Ein heller Freudenblick leuchtete in denselben auf. Er machte einen Versuch, die Arme zu heben, als wolle er sie um das im Jammer vergehende Weib legen, und das schreckliche Röcheln seiner Brust bewältigend sagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln: „So bin ich also doch glücklich noch durch Waberlohe gedrungen und habe Dich erkämpft, Du schöne, stolze, hochgeliebte Walküre — erkämpft!"

Sein edles Haupt sank herab und ein Zittern überlief sein geisterbleiches Antlitz. Sie umklammerte ihn, sie preßte ihre Lippen auf seinen Mund, als wollte sie den entfliehenden Odem zurückhalten. So starb er unter ihrem, ach, zu spät gegebenen Brautkuß . . . .

Als der in tiefster Seele erschütterte Freund eine Stunde später auf die Unglücksstätte zurückkam, Trag-

bahre und Träger mit sich bringend, fand er Brunhild regungslos am Boden sitzend, Sigfrids Haupt, das sie mit am Waldsaum gepflückten Eichenzweigen umwunden hatte, in ihrem Schooße haltend. Ihr Antlitz war fahler als das des Todten, auf dessen friedvollen Zügen ihre brennenden Augen hafteten, die keine Thränen gefunden hatten. Sie schrak zusammen, wie aus einem Traume geweckt, als die Männer herantraten. Dann aber fiel sie sofort wieder in ihre steinerne Regungslosigkeit zurück.

Dem armen Schwarzdorn schien das Bekränzen des Todten einen peinlichen Eindruck zu machen; es mochte ihm profanirend, affektirt, theatralisch vorkommen und daher sagte er fast rauh: „Madame, es ist Zeit“ . .

Sie ließ ihn nicht aussprechen, obgleich sie sich nicht an ihn wandte. Ohne aufzublicken, murmelte sie, die Hände Sigfrids in den ihrigen pressend: „Ich habe die Ehre, ein Deutscher zu sein .... Oh, er hatte Ehre, Ehre, Ehre bis zum letzten Hauch, er, mein Held!“

Und halb singend brach sie in die eddaische Strophe aus:

„So war Sigurd
Bei Giuki's Söhnen,
Wie hoch über Halme
Die Tanne sich hebt,
Wie der Hirsch über Hasen
Hochbeinig ragt
Und glutrothes Gold
Ueber graues Silber ....“

„Die unselige Tragödie schließt mit einem würdigen Finale,“ rief Schwarzdorn aus. „Sie ist wahnsinnig geworden!“

Er irrte. Sie war es nicht geworden und wurde es nicht. Noch am Abend desſelben Tages hatte ſie die gewohnte ruhig ſtolze Faſſung und Haltung wieder erlangt und feſt und klar ordnete ſie, was zur Heimführung des todten Gemahls nach ſeinem Schloß am unteren See zu ordnen war.

Aber gerade in ihrer Gefaßtheit hatte die Schloßherrin mit den thränenloſen, brennenden Augen und den marmorblaſſen und marmorſtarren Zügen etwas Furchtbares, etwas, das Schwarzdorn gefrorene Verzweiflung nannte. Der Freund hielt es in ihrer Nähe nicht länger aus. Am Tage nach Sigfrids Beſtattung ließ er ſich bei Brunhild melden und ſagte ihr: „Gnädige Frau, ich bin kraft des Teſtaments meines hingegangenen Freundes zum Vollſtrecker desſelben ernannt.“

Sie ſaß ſtill und ſtumm und wandte nicht das Haupt.

„Madame,“ fuhr er fort, „ich bedaure, Sie mit dieſer Sache behelligen zu müſſen; aber ich kann und will meine Abreiſe nicht länger verſchieben und wünſche daher, wenigſtens das Wichtigſte deſſen, was mir aufgetragen iſt, möglichſt raſch zu erledigen. Das Geſchäft iſt auch einfach genug. Der arme Sigfrid hat nämlich, mit Ausnahme verſchiedener, allerdings nicht unbedeutender Legate, welche er ſeiner Dienerſchaft ausſetzte oder gemeinnützigen Anſtalten zuwandte, ſein ganzes Vermögen, liegende und fahrende Habe, Schloß, Gut und Geld Ihnen vermacht.“

„Das Schloß?“ entgegnete ſie mechaniſch, als hätte ſie nur das eine Wort aufgefaßt. „Es mag in Trümmer fallen; ſein Herr iſt todt.“

„Sie werden darüber zu verfügen haben, wie es Ihnen beliebt .... Was das übrige Vermögen ....“

„Gebt es den Armen. Gebt es, wem ihr wollt ... Aber sagen Sie mir, verehrter Freund, sind der Architekt und der Bildhauer noch immer nicht aus der Stadt angelangt?“

„Doch, eben vorhin; allein ich bitte ....“

Brunhild stand rasch auf und schritt an Schwarzdorn vorüber aus dem Zimmer.

Das war nun ihre Sorge, ihre Arbeit, das Einzige, wofür sie noch Sinn hatte, des Todten Grab zu schmücken. Als Hauptschmuck wurde zu Füßen desselben ein gewaltiger, unbehauener Granitblock aufgerichtet mit der Inschrift:

Sigfrid von Lindenberg,
Gefallen im Zweikampf für seines Landes Ehre.
August 1864.

VIII. Der Mond geht unter.

Die Herbstnacht ist still, klar und mild. Groß leuchten die Sterne über dem mitternächtigen Schweigen und der Vollmond gießt sein silbernes Licht auf den kleinen Hochsee und die Burgruine mit dem halbzerfallenen Wartthurm.

Auf der Bank am Fuße desselben sitzt eine weibliche Gestalt, in dunkle Gewänder gehüllt. Die zurückgeschlagene Kapuze des Mantels läßt das gespensterhafte Weiß ihres Antlitzes sehen und den blassen Gold-

ſchimmer ihres üppigen Blondhaars. Die dunkeln Augen ruhen unbewegt auf der ſpiegelglatten Waſſerfläche, regungslos liegen die ineinander geſchlungenen Hände auf den Knieen und feſtgeſchloſſen, wie zu ewigem Schweigen, iſt der Mund.

Eine Stunde vergeht. Dann erhebt ſich die Geſtalt und ohne Haſt ſchreitet ſie den Fußpfad hinunter zum See. Sie umgeht denſelben zur Hälfte und verſchwindet für eine kurze Weile in einem Weidengebüſche am öſtlichen Ufer. Wieder hervorgetreten, ſteht ſie im vollen Schein des Mondes, welcher, zum Niedergang ſich ſchickend, ſchon den Gipfeln der Hochgebirge im Weſten nahegekommen iſt.

Ihr Obergewand iſt hinaufgeſchlagen und der weite Saum über den Hüften feſtgebunden. In ſchweren, ſtraffen Falten hängt es über dem weißen Untergewand bis zu den Knieen herab, als bürge es eine gewichtige Laſt. —

So muß es auch wohl ſein, denn ſie legt die wenigen Schritte, welche ſie noch am Ufer hin thut, augenſcheinlich nur mühſam zurück. Sie ſteht einen Augenblick ſtill. Dann ſchreitet ſie, mit feſt an die Lenden gedrückten Händen, langſam in das Waſſer hinein. Kein Zug ihres Geſichtes ändert ſich auf dieſem Todesgang. Die feſtgeſchloſſenen Lippen beben nicht, kein Zucken in den düſter flammenden Augen, überall nur die Ruhe und Sicherheit einer eiſernen Entſchloſſenheit. Immer weiter hinein. Schon umſpielt die kalte Flut die Bruſt, worin ein ſtolzes Herz ſo unbändig geſchlagen, bis es unter dem Hammerſchlag des Schickſals gebrochen wie ein ſpröder Diamant. Immer weiter hinein. Nur noch das ſchöne Haupt iſt ſichtbar auf

der Wasserfläche, als läge es auf einem ungeheuren Silberteller.

Ein Schritt noch, ein letztes, blitzschnell schwindendes Aufschimmern des Goldhaars; dann ein leises Zusammenrauschen des Wassers über der Stelle, wo es zuletzt geschimmert.

Wellenringe zittern an das Ufer; ein Windhauch geht durch die Weiden und Föhren und hinter den Bergen versinkt der Mond.

Herr Gottlieb Kapser

auf und unter der Erde.

Eine Gespenstergeschichte.

Vorbemerkung.

Sämmtliche Hauptzüge der nachstehenden kulturhistorischen Novelle sind buchstäblich wahr. Ich verbürge ausdrücklich ihre Thatsächlichkeit. Den Stoff habe ich an Ort und Stelle selber geholt. Naheliegende Rücksichten forderten jedoch die Vertauschung der wirklichen Orts- und Personennamen mit erfundenen.

L. S.

I. Werde fromm! . . . Und, siehe, er ward fromm.

Der Krämer Gottlieb Rapser in der Stadt Glaublingen war ein biderber deutscher Mann, so zu sagen. Er fälschte seine Waaren nicht gerade über Gebühr und wollte in der Regel nicht mehr als 150 Prozent daran verdienen. Daß er ein sehr guter Unterthan war, versteht sich von ihm als deutschem Biedermanne von selbst. Er hatte lebhaft illuminirte Portraits von Sr. Majestät „onserem Kenich" und Ihrer Majestät „onserer Kenichin" in der Familienstube hängen und, ja, es geht die Sage, der wackere Mann habe seine angestammte Loyalität dermaleinst bis zu dem Siedegrade der Schmärmerei getrieben, daß er an Sr. Majestät „onseres Kenichs" Geburtstag des Abends vor jedem der besagten Portraits ein ganzes Kreuzerlicht angezündet habe.

Leider thut eine ungläubige Kritik, welche ja bekanntlich in unseren Tagen alles Heilige, Heiligere und Heiligste anzuzweifeln sich erfrecht, Einsprache gegen diesen Kreuzerlichtmythus der Rapserologie, indem sie — die Kritik — behauptet und sogar nachweis't, daß Herr Gottlieb Rapser sich eher die Nase abgebissen als eine derartige Unschlittverschwendung für nichts

und wieder nichts begangen hätte. Bedauerlicher Weise dürfte der kritische Geist, „der stets verneint," in diesem Falle, wie auch wohl noch in etlichen anderen, rechthaben. Denn, daß Gottlieb Rapser ein Fliegenmelker, Läuseschinder und Schabias erster Sorte gewesen, muß ihm auch der Neid lassen. Ganz Glaublingen kennt die Thatsache, daß Herr Gottlieb eines Tages, als die Stadt ihr Jugendfest feierte, ebenfalls auf der Festwiese erschien und an der Reihe mit Eß- und Trinkwaaren gefüllter Tische und Buden stundenlang auf- und abwandelte, tiefsinnig kalkulirend, ob es nationalökonomischer, eine Knackwurst oder einen halben Schoppen Wein sich zu Gemüthe zu führen, zuletzt aber den Entschluß faßte, jenes nicht zu thun und dieses zu lassen, maßen man ja eigentlich schon vom Geruche sattwerden könne. Ein ander Mal bin ich, der Erzähler dieser sehr wahrhaftigen Geschichte, selber mitdabeigewesen, als mein liebster Freund, der bekannte Doktor Sauerampfer, dem Herrn Rapser, welchem, als einem arg „Verschnupften" eine so zu sagen „Perle" an der Nasenspitze hing, mit ausgesuchter Höflichkeit sagte: „Geben Sie Acht! Nehmen Sie ihr Schnupftuch, sonst büssen Sie einen ganzen Tropfen ein."

Jedennoch, daß man unseres Biedermannes Schwäche kannte und gelegentlich auch unchristlicher Weise verhöhnte, das hätte ihm wenig verschlagen: war er doch ein Realist jeder Zoll und wußte, daß Worte nur Wind. Das Schlimmere ist gewesen, daß Gottlieb Rapser bei all seinem Fleiße und seiner virtuosen Sparsamkeit nicht vorwärts kam oder geschäftsmäßig zu sprechen, „keine Fortune machte." In Wahrheit, nichts wollte bei ihm klecken und flecken und — seine

zwei Jungen, Gottfried und Gotthold, hatten einen ſo rabiaten Appetit! Auch ſah ſeine hübſche, heitere Frau Hulda ganz entſchieden ſo aus, als hätte ſie die Abſicht, ihren Eheherrn mit noch mehr von ſolchem zehrenden Kapital zu verſorgen. Herr Rapſer war übrigens ein ganz vortrefflicher Haus- und, ſoweit es in ſeinen Kräften ſtand, auch zärtlicher Familienvater. Zu großem Kummer mußte es ihm daher gereichen, daß er ſich nur eben ſo durchſchlug, daß es ihm nicht glücken wollte, „vorzumachen", wie man dort herum ſagt, d. h. Geld und Gut anzuhäufen, damit ſeine Söhne dereinſt gemachte und reſpektable Leute wären.

Mit einmal nahm ſein Schickſal einen Um- und ſein Geſchäft einen ſolchen Aufſchwung, daß er ſelber noch bei Leib- und Lebzeiten in den Himmel der Reſpektabilität, d. h. des Reichſeins, einging. Das ſah halb oder ganz wunderbar aus, ging aber ganz natürlich zu und zwar ſo: — Herr Rapſer wurde „fromm" und der Herr ſegnete ihn.

Es war eine merkwürdige Bekehrungsgeſchichte. Stand da eines Abends Herr Rapſer traurig am Schreibepult in ſeinem Laden, welcher auch heute wieder nur ſpärlichen Zuſpruch gefunden hatte, und zog, da es Sonnabend, die untröſtliche Wochenbilanz. „So kann es nicht fortgehen!" ſagte er ſeufzend vor ſich hin. Dann ließ er mechaniſch die Blätter des Hauptbuches durch ſeine Finger gleiten und mit einem noch ſchwereren Seufzer fragte er ſich: „Was ſoll daraus werden?" In dieſem verhängnißvollen Augenblicke ging die Ladenthüre auf und in der Oeffnung derſelben erſchien ein höchſt reſpektabler Bauch, als Vortrab ſo zu ſagen ſeines Beſitzers, des höchſt achtungswerthen Fa-

brikanten und Großhändlers Barnabas Plunz, welcher nicht allein durch diverse Spinnereien und Webereien, die er besaß, den „Nationalreichthum förderte", sondern auch sehr in Schmeer und in Traktätlein „machte." Ja, Herr Plunz war eine der Grundsäulen der „Frömmigkeit" im Lande, und um die schwere gottselige Bürde seiner Mission tragen zu können, hatte ihn der Herr mit einem sehr massigen Körper ausgestattet. So behauptete er wenigstens selber und es ist nicht einzusehen, warum einem Mann, welcher auf dem Gipfel der Respektabilität stand, nicht in Allem und Jedem zu glauben sein sollte.

„Der Herr sei mit Ihnen!" sagte Herr Plunz mit einer Stimme, welche nicht aus dem süßen Flötenbereiche der inneren Mission, sondern aus einem übermäßig mit Fett bekrusteten Brustkasten kam, aber dennoch einen gewissen heiligen Anstrich hatte.

„Womit kann ich Ihnen aufwarten, hochverehrter Herr Stadtrath?" fragte Gottlieb Rapser, dem zu Muthe war, wie etwa einem indischen Paria zu Muthe ist, dem das Unerhörte, nämlich ein freundliches Wort aus dem Munde eines Brahman begegnet.

Herr Plunz ließ sich auf einen Stuhl fallen, faltete die Hände über seinem respektabeln Bauch und drehte die beiden Daumen langsam um einander, wie das so seine erbauliche Gewohnheit, wenn er erwecklich reden wollte. Dann sah er den achtungsvoll vor ihm stehenden Krämer gnädig an und fragte in salbungsvollem Schnarrton: „Sind wir hier wohl für ein Viertelstündchen ungestört, mein Lieber?" Herr Rapser zuckte die Achseln, als wollt' er sagen: „Ach, leider!" Worauf Herr Plunz wieder: „Ah, mein lieber Bruder im

Herrn, ich ſehe, wie es ſteht. Habe Sie auch ſchon lange beobachtet, Sie und Ihre Frau, die ein gar ehrbares Frauchen zu ſein ſcheint."

Bei der Erwähnung ſeiner Frau mußte Rapſer unwillkürlich aufblicken und den frommen Herrn anſehen. Es war in der fetten Stimme, es war in den im Fett ſchwimmenden Augen der Glaubensſäule etwas, das dem armen Krämer ein ſeltſames Mißbehagen erregte. Es ging ihm blitzſchnell durch den Sinn, was die Leute — natürlich nur ſolche, ſo „da draußen", ſolche, ſo „da wandeln in der Finſterniß", Kinder dieſer Welt, Söhne Belials, Moabiter, Amalekiter, Edomiter, Heiden, Pantheiſten, Atheiſten und wie das grauſige Regiſter weiter lautet — ja, was die Leute von dem höchſt reſpektabeln Herrn Stadt- und Kreisrath, Kirchenälteſten, Landtagsabgeordneten, Komthur des ſchwefelgelben Hausordens für beſchränkten Unterthanenverſtand, Mitglied von vierundzwanzig Wohlthätigkeits-Anſtalten, Vicedirektor des rauheſten aller rauheren Häuſer, Vorſitzer des Vereins für Wiedergeburtsherbeiführung älterer und jüngerer Magdalenen, u. ſ. w. u. ſ. w., zwar nicht laut zu ſagen wagten, aber doch ziemlich vernehmlich flüſterten. Böſe Dinge nämlich. Wir brauchen jedoch kaum anzumerken, daß ſolches Geraune nur ein Einfluß der teufeliſchen Bosheit von Heiden und Publikanen war. Aber es fiel unſerem Krämer doch ein, als er den großen Mann, der ſeinen Laden eines Beſuches gewürdigt, ſeines „Frauchens" erwähnen hörte.

Indeſſen ging das ſo ſchnell vorüber, wie es gekommen, als Herr Plunz fortfuhr: „Ja, Liebſter, ich ſehe, wie es ſteht, d. h. ſo, daß bald nicht mehr vom Stehen, ſondern nur noch vom Fallen die Rede ſein

wird. Kommen nicht vorwärts, he? sondern eher zurück, nicht?" Gottlieb Rapser nickte unwillkürlich mit dem Kopfe . . . „Wohl, Sie dauern mich in meinem christlichen Gemüthe, Sie und ihr ehrbares Frauchen. Aber wie Sie es bisher getrieben, können Sie es zu nichts bringen, mein Lieber. Sie wandeln im Dunkeln und haben nicht den rechten Geist. Doch, lieber Bruder, du dauerst mich, wie gesagt, und „darum, so viel an mir ist, bin ich geneigt, auch dir das Evangelium zu predigen. Denn ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, so daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. Sintemal darinnen geoffenbaret wird die Gerechtigkeit, welche kommt aus Glauben in Glauben, wie denn geschrieben stehet: Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Paulus an die Römer, Kapitel 1, Vers 15 bis 17."

Der eifrige Mann war in den bekannten Sington verfallen, welcher dazu gehört, so einen Text recht erwecklich zu machen. Jetzt hielt er etwas erschöpft inne, bemerkte aber zu seinem Leidwesen, daß ihm der Krämer zwar mit offenen Augen und Ohren und mit noch offenerem Munde zuhörte, doch aber noch nicht gehörig religiös „angefaßt" sei. Herr Barnabas Plunz wußte aber in das Netz der Seelenfischerei gar verschiedene Maschen zu knüpfen. Er änderte daher den Ton und fragte liebevoll: „Lieber Bruder im Herrn, du wärest gerne reich, nicht wahr?" — „Wer wär' es nicht gerne?" — „Ja wohl. Es kommt auch nur darauf an, wie man es anstellt, um es zu werden. Ich selber war vor Zeiten nicht reicher als du heute bist. Und nun — sieh' mich mal an! Wie schwer, glaubst du, wiege

ich?" — „Etliche Millionen mindeſtens, hochverehrter Herr." — „Nun meinetwegen. Ob du gerade das Zeug zu einem Millionär haſt, kann ich heute noch nicht beurtheilen. Aber vorausgeſetzt, daß du dich meiner Leitung unterwerfen wirſt, will ich dir das Geheimniß des Reichwerdenkönnens in zwei Worten mittheilen." — „Das wäre?" — „Werde fromm, Bruder Rapſer, werde fromm!" — „Von Herzen gern. Wüßt' ich nur, wie ich's zu machen hätte." — „Dazu will ich dich treulich anleiten. Komm nur von morgen an — der Sabbath ſei dem Herrn geheiligt! — in die Verſammlung der Brüder und Schweſtern hieſiger Stadt, wie wir ſolche im Hauſe „Zur hintern Wehmuth" eingerichtet haben; aber vergiß nicht, deine Frau mitzubringen, ſintemal es paſſend und erſprießlich und nothwendig, daß das Weib das Bad der Wiedergeburt mit dem Manne theile. Und ſomit Gott befohlen für heute. Der Herr ſei mit dir, lieber Bruder, und ſein Segen ruhe auf dir ewiglich! Amen . . ."

Am Abend des folgenden Tages erſchien Gottlieb Rapſer richtig in der Verſammlung der Auserwählten, Wiedergeborenen und Zurgnadedurchgebrochenen im Hauſe „Zur hinteren Wehmuth" und hatte auch nicht vergeſſen, ſeine hübſche heitere Frau Hulda mitzubringen. Beide wurden von Stund' an „fromm" und ſo raſch immer frömmer, daß ſie ſchon nach Jahresfriſt zu den anerkannt Frömmſten im Lande gehörten. Ein recht erwecklicheſ Exempel! wie Herr Barnabas Plunz zu ſagen pflegte, der gottſelige, millionenſchwere Mann, welcher, wie er ebenfalls bei jeder Gelegenheit, erbaulich und beſchaulich ſeine dicken Daumen um einander drehend, zu ſagen nicht unterließ, all ſein Geld und

Gut nur durch die Kraft seines Gebets errungen und gewonnen hatte. Warum hätte Gottlieb Rapser einem so erhabenen Vorbilde nicht nacheifern sollen? Er that es und nach fünfzehnjährigem Beten und Arbeiten, Knickern und Knausern, Schaben und Schinden war auch er, wenn nicht gerade ein ein- oder mehrfacher Millionär, so doch immerhin ein reicher Mann.

II. Der vergrabene Schatz.

Aber die Rosen von Saron sind auch nicht ohne Dornen. Man wandelt nicht ungestraft unter den Palmen von Jericho und riskirt, so man sich unter den Cedern des Libanon lagert, einen argen Katarrh. Es ist ein gefährlich Spiel, das Spiel mit dem Feuer!

Unser guter Gottlieb Rapser mußte das auch erfahren. Die er gerufen, die Geister, sie ließen ihn nicht mehr los. Er war aus geschäftlichen Rücksichten unter die Frommen gegangen und die Frommen hatten, das ist wahr, das rapserische Geschäft prächtig in die Höhe gebracht. Aber der gute Mann war eigentlich viel zu ehrlich, die Frömmigkeit so zu handhaben, wie der große Barnabas Plunz sie handhabte. Aus einer Geschäftssache wurde sie ihm allmälig zu einer Herzenssache, aus einem Mittel zu einem Zweck. Jede Stunde, welche er seinen Geschäften abmüssigen konnte, benützte er dazu, kopfüber in jenen Ocean von Denknichts sich zu stürzen, welcher auf dem Globus der intellektuellen Welt als das schwarze Traktätleinmeer

figurirt. Die Offenbarung Johannis und die blut-triefenden Bücher des Alten Teſtaments bevölkerten ſeine Gehirnhöhle mit finſteren Phantomen. Er grübelte unabläſſig über dem Dogma von der Gnadenwahl und Verdammniß, welchen Wahnwitz aufzubringen eben nur Pfaffen grauſam genug waren, und daſſelbe würde den Armen, wie unzählige andere Schwachköpfe höchſt wahrſcheinlich verrückt gemacht haben, falls nicht in Gottlieb Rapſer ein Motiv zu arbeiten fortgefahren hätte, welches energiſcher war als alle theologiſchen zuſammengenommen: — ſein Geiz, ſein unerſättlicher Hunger nach Geld und Gut, das ruheloſe Haſten und Taſten nach mehr und immer und immer mehr!

Es iſt ſchwer, wenn überhaupt möglich, Leuten, welche ſich im rapſeriſchen Hauſe nicht ſelber umgeſehen haben, eine Vorſtellung von der Atmoſphäre zu geben, welche auf und in demſelben laſtete und brütete. Dieſes abſonderliche Amalgam von dumpfer Frömmigkeit und ſcharfäugiger Erwerbgier, von Fülle des Beſitzes und ſchäbigſter Knauſerei! Man ſchmeckte den Geruch der „Frömmigkeit" ſo zu ſagen in allen Zimmern und Gelaſſen. Es roch da, als hätte man in abgeſtandenem Eſſig umgeſchlagenen Syrup geſchüttet. Die Bewohner trugen alle, die Dienſtboten inbegriffen, den unverkennbaren Stempel der Sektirerei an ſich. Sauertöpfiſche Mienen, Wermuthblicke, eckig-ſteifleinenes Gebaren, gedämpftes Sprechen. Selbſt die zwei Söhne des Hauſes, im friſcheſten Jünglingsalter ſtehend, ſahen drein, als hätten ſie eine ſchwere Laſt eigener und fremder Sünden zu tragen, und was ihre Mutter, die weiland heitere Frau Hulda angeht, o Himmel, dieſe

tappte jetzt mit weiblicher Leidenschaftlichkeit im Labyrinth der „Frömmigkeit" umher, bei jedem Schritt und Tritt darauf gefaßt, dem Teufel zu begegnen. Denn selbstverständlich war der Hauptgegenstand dieser Frömmigkeit der Fürst der Finsterniß, mit welchem sich ja in dieser oder jener Gestalt die Frommen aller Zeiten vorzugsweise beschäftigt haben. Solcher Teufelsglaube hatte die gewöhnlichen Folgen, d. h. im Gefolge der Vorstellung vom Satan zog das ganze wilde und wüste Heer des Afterglaubens in das rapserische Haus ein. Die Phantasie der Bewohner desselben war mit Fratzenhaftem bis zum Bersten vollgestopft; überall sahen, hörten, rochen und fühlten sie Uebernatürliches, allzeit fürchteten und witterten sie Unheimliches und selbst das Gewöhnliche und Gewöhnlichste nahm in ihren Augen spukhafte Gestalt und Farbe an. Tyrann Wahn herrschte da unbedingt und unbeschränkt.

Unterdessen gedieh und mehrte sich das Glück der Familie, d. h. ihr Reichthum und ihre Respektabilität. Herr Rapser hatte, um doch auch, wie er sich seufzend ausdrückte, der sündigen Eitelkeit der Welt nach der Schwäche des Fleisches nachzuleben, sein angeerbtes väterliches Haus stattlich neugebaut und erweitert, auch demselben nach der zu Glaublingen herrschenden Sitte einen charakteristischen Namen gegeben und zwar den bedeutsamen alttestamentlichen Namen „Bethel". Unfern davon und in derselben Straße erbaute er ein zweites schönes Hans, welches den Namen „Gilgal" erhielt. Bethel sollte der Sohn Gottfried, Gilgal der Sohn Gotthold besitzen und bewohnen, so sie einmal ihren eigenen Hausstand begründet hätten. Herr Gottlieb und Frau Hulda wollten dann ihre alten Tage in einem

Landhauſe vor dem Thore verbringen, welches ſammt einem ſchönen Garten der geſegnete Mann ebenfalls erworben und „Thal Joſaphat" benamſet hatte.

Bei ſothanen Umſtänden konnte für die Herren Gottlieb und Gotthold Rapfer das Geſchäft des Freiens nicht allzu ſchwierig ſein, maßen ihnen die Thüren aller „reſpektabeln" und „gottſeligen" Häuſer weit offen ſtanden. So geſchah es denn, daß, nachdem von den betheiligten Parteien die Räthlichkeit der beiden Partieen geprüft und anerkannt, d. h. Geld, Gut und Gottſeligkeit hüben und drüben genau abgewogen worden waren, in einem und demſelben Jahre, ja ſogar an einem und demſelben Tage Herr Gottfried die ehr- und tugendſame Jungfrau Bonifazia Kipper nach Bethel und Herr Gotthold die ehr- und tugendſame Jungfrau Kordula Wipper nach Gilgal heimführte. Es war das ein großer Feſttag, aber leider ſo zu ſagen auch ein Gränztag, von welchem ab das in Glaublingen ſprüchwörtlich gewordene Rapfer-Glück in die Brüche zu gehen begann.

Daſſelbige Jahr nämlich, in welchem die jungen Herren Rapfer Hochzeit machten, war zugleich auch das weltberüchtigte „tolle Jahr," allwo verſchiedene Völker unſeres Erdtheils unzweifelhaft in Folge teufliſcher Beſtrickung gegen Throne und Altäre zu rebelliren ſich unterfangen haben. Zwar das glückliche Land, in welchem Glaublingen gelegen iſt, wurde von dieſer ſataniſchen Peſt nur obenhin und ſporadiſch berührt, ſo daß es die rebelliſche Bosheit der Atheiſten und Demokraten im höchſten Delirium daſelbſt nur zu großer Gut- und Blutverſchwendung brachte — in Adreſſen. Aber in dem Nachbarſtaate, an deſſen Gränze Glaub-

lingen unglücklicher Weise lag, ging das „Spielen mit Schießgewehren" weiter, viel weiter. Dort nämlich ruchlosete die Revolution dermaßen, daß das Unglaubliche, ja so zu sagen Undenkbare geschah: — deutsche Unterthanen brachten ihren geliebten Landesvater in die Lage, von sich sagen zu müssen, was vor Zeiten Cicero vom Katilina gesagt hatte. Daß nach diesem Unerhörten alle Gräuel der französischen Schreckenszeit über das Nachbarland hereinbrechen mußten, war klar; und daß der revolutionäre Krater auch über die angränzenden Gegenden, also zunächst über Glaublingen, das treuunterthänige Glaublingen, seine glühende Lava ausschütten werde, war fast noch klarer.

Es gab zur damaligen Zeit Wesen in der Welt, welche in der Einbildungskraft aller echten und rechten Kinder Teut, deren Zahl Legion, fürchterlicher grassirten als alle Ausgeburten der Hölle in der Phantasie eines Dante, Breughel und Pater Kochem, — dämonische Wesen so zu sagen, gräulich bebartet, beschlapphutet, rothbefedert, behirschfängert. „Freischärler" war ihr Name und „Hecker" ihr Feldgeschrei. Das Gerücht, es werde nächster Tage ein starker Freischärlerharst über die Gränze hereinbrechen, um auch im Reiche der friedsamen Thesdosaganun (neuhochdeutsch: Des-Sager) den Höllenbrand der Revolution anzufachen, brachte die Schrecken des Jüngsten Tages über Glaublingen. Herr Barnabas Plunz ist daran kurzweg selig im Herrn verstorben. Und der hatte es gut im Vergleich mit dem Herrn Gottlieb Rapser, welcher in jenen Schreckenstagen allstündlich verschiedene Angsttode starb und dennoch am Leben blieb. Stelle dir, hochzuverehrendes Publikum, einen im Glauben lebenden und in Unter-

thänigkeit erſterbenden Unterthan und Geſchäftsmann vor, welcher gerade einen Barſchatz im Betrage von mindeſtens 100,000 Gulden im Hauſe hat und vor deſſen durch Schlafloſigkeit entzündeten Augen Hunderte, Tauſende, Hunderttauſende von rothbärtigen, rothbefederten, behirſchfängerten Heckerlingen herumtanzen und ihre teufeliſchen Krallen nach ihm — nein, weh und ach! nach beſagtem Schatze ausſtrecken, — ja, ſtelle dir ſo einen Angſtdeutſchen vor und du haſt Herrn Gottlieb Rapſer leibhaftig vor dir.

In Wahrheit, dem Armen war zu Muthe oder vielmehr zu Schlotter, als dröhnten und brüllten die ganzen ſieben Poſaunen und die geſammten ſieben Donner der Apokalypſe zumal auf ihn herein. Hatte er nicht, wie in vielem Anderen, ſo auch in Juwelen „gemacht“ und hatte er nicht gerade jetzt für wenigſtens 100,000 Gulden Diamanten, Rubine, Smaragde, Saphire und Topaſe in ſeinem Hauſe oder vielmehr in ſeiner Bruſttaſche? Denn er trug den Schatz beſtändig auf dem Leibe. Und — Wetter und Zeter! Feurio und Mordio! — dieſe Freiſcharen von Atheiſten und Kommuniſten, Terroriſten und Dampfguillotiniſten waren im Anzug auf Glaublingen! Bei dem Gedanken glaubte Herr Gottlieb Rapſer die Edelſteine in ſeiner Bruſttaſche vor Angſt zappeln zu fühlen und ſchreien zu hören. Wo waren denn nun die höhere Frommheit und das tiefere Gottvertrauen, welche unſer Mann aus dem Heilsbronnen „Zur hinteren Wehmuth“ geſchöpft hatte? Wo ſie waren, iſt unbekannt; aber daß ſie abweſend, iſt ſicher. Herr Gottlieb war ſchon ganz dumm und dippelig, als die Nachricht kam, daß man von einem unfern der Stadt gelegenen Hügel aus die rothen

Fahnen — die rothen Fahnen, Entsetzen! — der Freischärlerkolonnen erblickt habe.

Der Schrecken fiel auf Glaublingen, wie ein Lämmergeier auf ein Schaf fällt. Was war nur aus allen den süßen Erbauungen, Salbungen und Tröstungen geworden, wie sie jahraus jahrein in den beiden zur größeren Ehre Gottes rivalisirenden Konventikeln „Zur hinteren Wehmuth" und „Zur vorderen Demuth" gepredigt worden? Sie waren spurlos verduftet und das arme Schaf, will sagen die fromme Stadt Glaublingen, harrte mit zitterndem Gebähe, Geblöke und Geplärre des heranziehenden Untergangs. Hätten die guten Glaublinger und besseren Glaublingerinnen irgendwie Zeit und Sinn gehabt, in dieser babylonischen Verwirrung einander zu beobachten, so würden sie bemerkt haben, daß Herr Gottlieb Rapser, dessen Auftreten doch sonst ein so gottselig gemessenes und so zu sagen ehrensteifheiliges war, ganz wirbelig und wunderlich sich gebarte. Er wuselte nämlich und winselte in konvulsivischer Hast aus dem „Thal Josaphat" — so hatte er, wie erwähnt worden, sein Landgut vor dem Thore getauft — nach „Bethel" und von da nach „Gilgal" und wiederum von Gilgal nach Bethel und von dort in's Thal Josaphat. Auf diesen drei- oder viermal wiederholten Gängen zog er häufig eine sorgfältig umschnürte Pappschachtel aus seiner Brusttasche, musterte dieselbe um und um mit stieren Blicken und steckte sie dann hastig wieder ein, um sie schon einige Sekunden darauf abermals hervorzulangen. So trieb er es bis tief in die Nacht hinein.

Als er dann endlich zu Bette stieg, hörte ihn seine wackere Ehefrau zu ihrer nicht geringen Verwunderung hellauf vor sich hin lachen. „Um Gotteswillen, Alter,

biſt du letzköpfig geworden? Lachen in ſolcher Trübſal?" — „Warum denn nicht? Ich ſage dir, ſie werden ſie nicht finden!" — „Finden? Was?" — „Ei, die Schachtel mit den Steinen, was ſonſt? Hunderttauſend Gulden und darüber in einem Schächtelchen, ha, ha, ha!" — „Du haſt ſie verſteckt?" — „Verſteckt, verborgen und vergraben, und wie! Die Höllenhunde von Heiden und Halunken ſollen ſie nicht finden, gelobt ſei Jeſus Chriſt! Sela." — „Wo haſt denn den Schatz vergraben?" — „Das möchteſt du wiſſen, gelt? Aber nichts da! Niemand ſoll es wiſſen als ich. Denn der Teufel geht um wie ein brüllender Löwe, zu ſuchen, wen er verſchlinge. Doch verlaß' dich drauf, der Schatz iſt verſorgt und aufgehoben, ja wohl, verſorgt und aufgehoben. Die verfluchten Rothen, Jakobiner und Kommuniſten mögen nun kommen, wann ſie wollen, — mira!" (was zu Hochdeutſch „meinetwegen" heißt) Und noch einmal lachte er hellauf.

III. Wie Herr Gottlieb Rapfer ein Wühlhuber wird.

Die „Rothen" kamen nicht. Weder in jener glaublinger Schreckensnacht noch am folgenden Tage, allwo es ſich herausſtellte, daß die rothen Fahnen, welche man geſtern in der Ferne erblickt hatte, allerdings wirkliche und wahrhafte rothe Fahnen geweſen ſeien, — nämlich die einer kirchlichen Prozeſſion, welche im katholiſchen Nachbarlande nach einem berühmten Wall-

fahrtsorte, dem Kapuzinerkloster „Heilige Milch," unterwegs gewesen war.

Die guten Glaublinger und besseren Glaublingerinnen hatten überhaupt eine Angst, wie sie so eben eine durchgemacht, nicht wieder zu prästiren. Revolution und Rebellion gingen rasch bachab in den weiten Landen, wo der beschränkte Unterthanenverstand ganz vorzüglich gedeiht und die geduldigste Geduld wächst, wo Myriaden von Patrioten und sonstigen Fortschrittsbummlern bei zahllosen Festen, nachdem sie den gehörigen Vorrath von Nationalbier zu sich genommen, ihren Schmerz über Deutschlands Zerrissenheit herwässern, und doch vor Schreck und Zorn auf der Stelle Obstruktionen bekommen, wenn man ihnen zumuthet, ihre partikularistischen Stämme-Narrenkappen mit der schwäbischen, bairischen, hessischen, sächsischen, schleswig-holsteinschen, hannoverschen, hinterpommerschen u. s. w. Haus-, Hof- und Hanswurstschelle abzuthun und nicht in jedem ihrer Flachsenfingen, Krähwinkel oder Kuhschnappel die Hauptstadt des deutschen Zukunftsreiches zu erblicken.

Sämmtliche Throne und Altäre waren also, wie gesagt, gerettet und unter der obligaten Begleitung von Standrechtsschüssen, Fesselnklirren und Stockschlägesalven etablirte sich wiederum die deutsche Gemüthlichkeit. Wie immer in Zeiten, wann die Gesellschaft gerettet wird, machten sich jetzt die „Stillen im Lande" sehr laut und so hallelujate es denn im Konventikel „Zur vorderen Demuth" und hosiannate es im Konventikel „Zur hinteren Wehmuth" gar mächtig und prächtig. Aber ein Licht, welches vordem hellen Schein und süßen Ruch verbreitet hatte, erschien leider nicht wieder auf dem

Leuchter: — Bruder Gottlieb Rapſer, welcher wenige Wochen nach glücklich erfolgter Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung das Zeitliche ſegnete und ohne Zweifel aus dieſem Jammerthal ſtracks in's Himmelreich einging. Freilich muß ein gewiſſenhafter Rhapſode der Rapſerias mit Bedauern anmerken, daß das Ende von Bruder Gottlieb nicht ſo faſt beſchaulich und erbaulich als vielmehr ziemlich graulich geweſen iſt.

Sowie ſich nämlich in Glaublingen der Freiſchärenſchrecken als grundlos herausgeſtellt hatte, war an unſerem Gottlieb eine Verſtörniß bemerkbar geworden, welche man, falls er nicht ein ſo würdiger, frommer und angeſehener Herr geweſen wäre, unbedingt für offenkundige Verrücktheit erklärt haben würde. Als ob dem Armen ein unſichtbares Lokomotiv vorgeſpannt wäre, haſtete er ruhelos bei Tag und Nacht zwiſchen Bethel, Gilgal und Joſaphat hin und her, durchſtöberte in den drei Häuſern jeden Raum und jeden Winkel vom Keller bis zur Dachfirſt, öffnete alle Thüren, ſuchte in allen Schränken, Kiſten und Kaſten, klopfte an alle Mauern und Wände, handirte mit Hammer, Axt, Hacke und Schaufel, hob hier einen Zimmerboden auf, bohrte dort ein Loch durch eine Decke, riß an einem dritten Orte das Getäfel von der Wand, zerſchnitt da eine Matratze, zerſchlug dort ein Sopha, um mit beiden Händen in der Polſterung umherzugreifen, und murmelte er, während ihm der Schweiß von der Stirne rollte, mit zitternden Lippen unaufhörlich: „Die Steine! Die Steine! Die Steine! Ich muß die Schachtel wieder finden! Hunderttauſend Gulden und drüber! Das bringt mich um!“ Am tollſten trieb er es im Garten ſeines Landhauſes, denn da war keine Fußbreite Boden,

die er nicht umgewühlt und abermals und zum dritten Mal umgewühlt hätte. Sie war peinlich und unheimlich anzusehen, diese Wühlerei, und mitleidswürdig anzusehen nur der alte Herr in seinem beschmutzten, zerknitterten und zerrissenen Anzug, mit seinen verworrenen grauen Haaren, dem ruppigen Stoppelbart und seinen auf die Seelenfolter höchster Angst gespannten Zügen, auf welchen Braunroth und Aschgrau wechselten. Es konnte daher auch nur einem ruchlosen Demokraten, welcher, man weiß nicht wie, nach Glaublingen sich verirrt hatte, einfallen, den schnöden Witz ausgehen zu lassen, der alte „Pfennigfuchser" und „Hauptreak" sei offenbar plötzlich zum „Wühlhuber" geworden: so ein wundersames Wunder könne sich eben nur an einem Orte ereignen, wo es nicht allein eine „vordere Demuth", sondern auch eine „hintere Wehmuth" gebe.

Der arme Herr Rapser fuhr fort zu suchen, zu hämmern, zu pochen, zu kratzen, zu graben und zu wühlen, bis er nicht mehr konnte. Die ungeheure Aufregung rieb ihn auf, die übermenschliche Anstrengung warf ihn um. In den Delirien des hitzigen Fiebers, welches ihn befiel, steigerte sich sein Gemurmel: „Hunderttausend Gulden und drüber — die Schachtel — die Steine — nicht da, da auch nicht, da auch nicht! zum Wuthgebrüll und der verzweiflungsvolle Refrain: „Das bringt mich um!" scholl häufig grausenhaft die ganze Straße entlang. Und, wirklich, es brachte ihn um: er starb an dem vergrabenen und nicht wiedergefundenen Schatz. Sein Todeskampf war so furchtbar, daß der Anblick den schreckensbleichen Mitgliedern seiner Familie wie ein lähmender Blitz in die Seelen schlug. Er wand, krümmte und bäumte sich auf seinem Lager,

mit ſchäumendem Munde ſchreiend: „Ich will noch nicht ſterben! Will die Steine wieder haben, die Steine, die Steine! Die Schachtel, die verfluchte Schachtel, wohin hab' ich ſie gethan? Wohin? Wohin? Wo iſt ſie? Wo? Wo? Hunderttauſend Gulden und mehr! Es läßt mir im Grabe nicht Ruhe und Raſt — ihr werdet ſehen, werdet ſchon ſehen — es läßt mir keine, keine Ruhe, Ruhe im Gra — Gra — — —" Damit fuhr er ab.

IV. Herr Gottlieb Rapſer ſelig geht um und wird gebannt.

Männiglich weiß und Weibiglich könnte es wiſſen, daß unſerer Zeit ganzes Elend nur die logiſche Schlußfolgerung aus der verdammlichen Prämiſſe unſeres Unglaubens iſt. Zwar die Horde der Gojim und Giaurs, die ganze Bande der Pantheiſten, Atheiſten und Materialiſten — anathema sit! — iſt ſchamlos genug, zu behaupten, das ganze „Elend" unſerer glaubensloſen Zeit wolle gar Nichts bedeuten, verglichen mit dem Elend der früheren glaubenstollen Zeiten. Ferner, ſo ungeheure Trübſale, wie die heilige Dummheit in der guten alten frommen Zeit über die Menſchen gebracht habe, Religionskriege, Inquiſitionen, Hexenbrennereien, Hungersnöthe, länderverödende Seuchen, ſeien jetzt gar nicht mehr möglich. Und endlich, in mathematiſch genauem Verhältniß zum Wachſen des Unglaubens ſtehe das Wachsthum der Kultur und folg-

lich der Humanisirung der Gesellschaft. Es sei demnach die Gegenwart, wie eine materiell glücklichere und intellektuell gebildetere, so auch eine sittlich bessere als sämmtliche Jahrhunderte der Vergangenheit. Aber — vade retro, Satanas! — wir wollen unsere Ohren nicht länger mit solchen Ketzereien bemakeln, sondern uns lieber an dem Exempel altväterlicher Gläubigkeit erbauen, welches in der guten Stadt Glaublingen im Allgemeinen und in den rapserischen Häusern Bethel, Gilgal und Thal Josaphat im Besonderen rumorete und rasaunete, wie folgt.

Saß da am Morgen nach dem Begräbniß von Rapser sen. Herr Gottfried Rapser mit seiner Mutter Hulda und seiner jungen Frau Bonifazia in Bethel beim Frühstück, ohne demselben Ehre anzuthun. Waren ein trauriges Anlugen, die drei guten Leutchen mit ihren bleichen überwachten Gesichtern und verstörten Augen. Sprachen nur im Flüsterton mitsammen, fast unartikulirt. Und wie sie so saßen, ging die Thüre auf und hereintraten Herr Gotthold Rapser und seine junge Frau Kordula uud auch ihr Aussehen war so auffallend verstört, daß die drei Insassen von Bethel an die Ankömmlinge von Gilgal wie aus einem Munde die Frage thaten: „Herr Jesus, war er denn auch bei euch?" Gotthold nickte nur mit dem Kopfe und mußte sich setzen, so angegriffen und nervenzitterig war der junge Mann. „Fragt nur die Kordula," brachte er dann mühsam hervor. Schwiegermutter und Schwägerinnen zogen die junge Frau in eine Ecke. Die beiden Brüder aber saßen sich eine Weile stumm gegenüber, einander Entsetzliches aus den Augen lesend. Aus der Fensterecke, wo die Frauen hastige Fragen

und Antworten austauſchten, kamen ſchwere Seufzer und mühſam halbverhaltene Angſtrufe.

„Der Gärtner vom Thale Joſaphat iſt draußen und läßt die Frau“ — (Frau Hulda hieß in der Familie Rapſer die Frau par excellence) — „um eine Audienz bitten,“ meldete eintretend eine der beiden frommen Hausmägde, auf welche der paniſche Schrekken, der in die ganze Familie gefahren ſein mußte, ebenfalls ſeine bleierne Hand gelegt zu haben ſchien. Bleich ging die Matrone hinaus; noch bleicher, wo möglich, kam ſie nach einer Weile zurück. Acht Augen hingen ängſtlich fragend an den ihrigen. „Helf' uns Gott!“ ſagte ſie mit zuckenden Lippen und im Schluchzen brechender Stimme. „Helf' uns Gott! Er hat es draußen gerade ſo arg getrieben — als hierinnen.“

Getrieben? Was? Wer? Was ſollte denn dies alles bedeuten? Was hatte es gegeben?

Dieſe Fragen wurden etliche Stunden ſpäter in ganz Glaublingen herum erſt „getuſchelt“ und „gefliſmet,“ dann etwas lauter gethan und beantwortet und endlich in hundert- und tauſenderlei Lesarten und Varianten von der frommen Neugierde mehr oder weniger ſchreiend erörtert. Aber was hatte es denn in der vergangenen Nacht gegeben? Nun, was Anderes als Spuk? Und was für Spuk! Kind und Kindeskind wird zu Glaublingen davon noch zu ſingen und zu ſagen wiſſen. In der bekannten Geſpenſterſtunde hatte Herr Gottlieb Rapſer ſelig in Bethel, in Gilgal und im Thale Joſaphat gewühlhubert, auf und eben ſo, wie er es in den letzten Wochen ſeines Lebens getrieben hatte, — grauſam anzuſehen!

Und das ging nun ſo fort und wiederholte ſich

Nacht für Nacht mit allen den Einzelnheiten, welches das fieberhaft heftige Suchen nach dem verloren gegangenen Edelsteinschatz gekennzeichnet hatten. Das schreckliche Sterbebettwort des unseligen Seligen, daß dieser Verlust ihm keine Ruhe im Grabe lassen würde, war grauenhaft in Erfüllung gegangen. Bethel und Gilgal wurden zu Angsthöllen und der sehr fromme Gärtner draußen im Thale Josaphat kündigte den Dienst. Die Leiden der rapserischen Familie waren so erbarmungswürdig, daß selbst der oben erwähnte demokratische Wolf, welcher sich in den glaublinger Schafstall verirrt hatte, die mitleidige Aeußerung that, die beiden geisterseherischen Bruder reisten offenbar rasch dem Tollhause entgegen. Der Wolf, welcher ja ein deutscher Wolf war und demnach doch auch einen Fetzen Gemüth besaß, that noch mehr. Er meinte nämlich in seiner profanen Weise, man müsse die Rapserischen homöopathisch kuriren, „similia similibus," den Blödsinn mit Blödsinn, und er wußte es zu machen, daß den beiden Brüdern sowohl von der „vorderen Demuth" als auch von der „hinteren Wehmuth" her zu bedenken gegeben wurde, der Pater Petulanzius, Guardian im Kloster „Heilige Milch" drüben über der Gränze, sei als perfekter Geisterbanner weitum bekannt.

Etliche Tage darauf ging in Glaublingen ein ungreifbares Gemunkel von einer Kapuzinerkutte, welche nachtschlafender Weile in Bethel, in Gilgal und im Thale Josaphat gesehen worden sei. Genaueres hierüber kam vorerst nicht einmal unter die Rapserinnen, geschweige ins engere oder weitere Publikum. Aber Thatsache, freudige Thatsache ist, daß der gräuliche Rapserspuk wie auf Kommando aufhörte. Es spukte

und wühlhuberte nicht mehr, weder in Bethel, noch in Gilgal, noch im Thale Joſaphat. Die arme Seele hatte Ruhe gefunden.

V. Was für Unheil unter Umſtänden eine Ordnungsfanatikerin anzuſtiften vermag.

Frau Kordula Rapſer, geborene Wipper, war zwar auch von Haus aus tüchtig „religiös angefaßt" und konnte ſich vollends ſeit ihrem Eintritt in die rapſeriſche Familie an Durchgebrochenſein zur Gnade mit jeder Glaublingerin meſſen. Doch aber hatte die lebhafte runde Schöne — denn ſie konnte für ſchön gelten — einen ſtarken Zug in ihrem Weſen, welcher, wie ihr Eheherr manchmal zu bemerken gab, ſehr nach der Eitelkeit dieſer Welt ſchmeckte. Sie war nämlich eine Schwärmerin, ja eine Fanatikerin für Sauberkeit, Ordnung und Nettigkeit. Spiegelglatt gebohnte Zimmerboden waren ihr Wunſch, kryſtallhelle Fenſterſcheiben ihre Wonne, grünlich angelaufene Thürenſchlöſſer und Klinken ihr Wehe, Beſen und Bürſten ihre Waffen. Nie ſah man ſie im Innern von Gilgal, ohne daß ſie irgend ein Reinigungsinſtrument in der Hand gehabt hätte, und es war der Guten einmal paſſirt, daß ſie im Kreiſe der Brüder und Schweſtern in der „hinteren Wehmuth" erſchien, das Geſangbuch in der Linken und einen umfangreichen Abſtaublappen in der Rechten. Der reißende Wolf, deſſen wir — es möge uns in chriſtlicher Weiſe verziehen werden! — im Verlaufe dieſer beſchau-

lichen und erbaulichen Geschichte leider schon wiederholt erwähnen mußten, war unzartfühlsam genug, seine lose Zunge auf den Splitter in Frau Kordula's Auge zu spitzen, indem er sie bald die schöne Fegfeurige, bald aber auch die heilige Kratzbürste nannte.

Zur Zeit, als nach glücklich gebanntem schwiegerväterlichem Spuk die schöne Fegfeurige mit ihrem ersten Kinde ging, nahm ihr Ordnungsfanatismus mitunter die Färbung krankhaften Gelüstens an. Eines Tages — so behauptete die fromme Skandalchronik von Glaublingen — sei sie sogar ihrem Eheherrn mit einer großen Bodenbürste, einem sogenannten „Ploch," wie man dort herum sagt, zu Leibe gegangen, alles Ernstes behauptend, sie müsse und werde ihn von allem Sündenschmutz gründlich reinfegen. Bei Gelegenheit dieses Bürsten- oder Plochattentats, wie noch bei verschiedenen anderen ähnlichen Gelegenheiten, kam es in Betreff der weltlichen Schwäche der guten Kordula zwischen ihr und Herrn Gotthold Rapser zu unliebsamen Erörterungen, wie solche in einem sonst so überaus gottseligen Haushalt eigentlich nicht vorkommen sollten. Jedennoch waren das nur so Gewitter oder vielmehr nur so mehr oder weniger Gewitterchen, welche in den Haushalten Derer, „so da drinnen," zur Auffrischung der Atmosphäre von Zeit zu Zeit nicht weniger vonnöthen zu sein scheinen, als in den Haushalten Derer, „so da draußen." Mit aufrichtigem Bedauern verzeichnen wir hier die betrübsame Wahrnehmung, daß auch die spezifischen Brüder und Schwestern im Herrn den „alten Adam" in ihnen doch nicht ganz „abschlachten" können, wie man das liebselig nennt, ja, daß sie doch nicht

ganz ſich zu entmenſchen vermögen. Ach und krach, es menſchelt eben überall unter Menſchen!

Ein Beweis hiefür iſt, daß die heilige Kratzbürſte — Gott verzeih' uns die Sünde! — wir wollten ſagen die ehr- und tugendſame Frau Kordula, ungeachtet der pflichtmäßigen Liebe, womit ſie ihrem Eheherrn zugethan war, doch die Feſttage ihres Daſeins dann feierte, wann er abweſend, wann er in Geſchäften verreiſ't war. Da nämlich konnte ſie ſich ſo recht con amore ihrem Fegefeuer und ihrer Scheuerluſt überlaſſen, ohne Einſprache oder gar Verhinderung befürchten zu müſſen. Neueſtens war ihr dieſes Glück zwei Wochen lang beſchieden geweſen und ſie hatte dieſe Friſt redlich benutzt. Die Haupt- und Staatsaktion einer Generalreinigung des Hauſes vom oberſten Dachfirſtſparren bis zum Kellerboden war vorgenommen worden und gerade in der letztgenannten Gegend, im Keller, hatte am heutigen Tage, wo Herr Gotthold zurückerwartet wurde, Frau Kordula das Menſchenmögliche geleiſtet. Der Kellerraum ſah in Folge der verſchiedenen Manipulationen, welchen er ſich hatte unterziehen müſſen, ſo ſauber und behaglich aus wie ein Wohnzimmer und die Fäſſer glänzten ordentlich vor Vergnügen.

Zu allerletzt war aber der Hausherrin noch ein kleines Abenteuer zugeſtoßen. Es ließ ihr nämlich keine Ruhe, ſie mußte die reinigenden Flammen ihres Fegfeuers auch noch in den dunkeln und faſt unzugänglichen Raum hinter dem „Faßlager" hineinleuchten laſſen. Die Magd mußte alſo über das Faßlager hinüberklettern und Frau Kordula reichte ihr dann ein Licht hinüber, was Beides nur mit Mühe bewerkſtelligt werden konnte. Kaum aber hatte die Magd — Theodula hieß

sie, abgekürzt Dudel — drüben ihren Krieg gegen Spinnen und Spinnegewebe eröffnet, als sie den „Kreisch" losließ: „Herr Jemine, Frau!" — „Was hast?" — „Ein niedlenettes Kästle. Nei au, wie niedle!" — „Ein Kästle? Sag', was ist denn drin?" — „Ja, wenn's nit vernagelt wär'!" — „Vernagelt? Reich's doch mal herüber!" — „Ja, wenn ich's könnt'! 's ist auf dem Boden festgemacht." — „Festgemacht? Mach' es doch los!" — „'s geht nit. Aber reichen Sie mir doch den Faßhammer 'rüber!"

Der Hammer ward hinübergereicht und nach lebhaftem Gehämmer rief der Dudel fröhlich! „Jetzt hab' ich's los! Da, Frau, ist's." Die Dudelarme erschienen, einen Gegenstand hoch mit den Händen emporhaltend, über einem der Fässer und nach einigen mißlungenen Versuchen gelang es der Frau Kordula, sich des Gegenstandes zu bemächtigen. Richtig, es war ein „niedlenettes" Kästchen, etwa zwei Fuß lang und einen breit, sauber aus Birken- oder Ahornholz gearbeitet und noch so neu, daß ihm der Kellerschimmel wenig oder gar nichts angehabt hatte. Der Deckel war fest verleimt und vernagelt, und als es Frau Kordula näher bei Licht besah, bemerkte sie mit Erstaunen, daß auf dem Deckel die drei Häuser Bethel, Gilgal und Josaphat mit rother Farbe recht kennbar und nicht unzierlich gemalt waren.

Sie drehte das Kästchen neugierig in den Händen um und um. Plötzlich kam ihr ein Einfall und überfiel sie ein so freudiger Schrecken, daß sie laut aufschreien mußte: „Herrgott, Dudel, wenn da drinnen in dem Kistle die Edelsteine steckten, welche der Schwiegerpapa selig verborgen hat und in seiner Verstörniß nicht wieder

zu finden wußte.“ — „Das wär', Frau!“ meinte die Magd, glücklich über das Faßlager zurückletternd. „Ja, das wär', Dudel! Was könnt' ich da heut' Abend meinem Mann für eine Ueberraſchung bereiten! Der würde Augen machen!“ — „Per ſe, verſteht ſe, natürle, jo freile!“ — „Und meinſt nicht, Dudel, er würde mir das lyoner Seidenkleid kaufen, das bei Schnapper und Komp. im Schaufenſter hängt — weißt, das ſchwarze mit den lila Streifen? Er hat es mir ſchon zweimal abgeſchlagen.“ — „Mit den lila Streifen? Eitelkeit der Eitelkeiten!“ brummte die in der Wolle fromm gefärbte Magd Theodula, ein Mädchen von ſehr „beſtandenem Alter,“ d. h. ſo um die Fünfzig herum. „Ach ja, liebe Dudel,“ ſagte Frau Kordula, die ſich ſo zu ſagen verſchnappt hatte, mit einem leiſen Seufzer. „Aber komm' wir wollen doch ſehen, was in dem geheimnißvollen Käſtle da iſt.“

Sie nahmen das Kiſtchen mit in die Küche hinauf und ſetzten ihm dort mit Stemmeiſen und Hammer ſo lange zu, bis es nachgab. Aber die hochfliegende Hoffnung der guten Frau Kordula plumpte kläglich aus der Höhe der Illuſionen auf den herben Boden der Wirklichkeit nieder, als nach geöffnetem Deckel die Thatſache ſich herausſtellte, daß in dem Käſtchen ſich gar nichts, aber auch gar nichts ſich befand als Hobelſpähne, welche, ihrer Haft und Preſſion in dem engen Behältniß erledigt, luſtig in dem Zugwinde flatterten, welcher zum offenſtehenden Küchenfenſter hereinblies.

„Ein ſauberer Schatz! Da ſind wir ſchön angeführt! Hobelſpähne? Wie dumm!“ ſagte Frau Kordula und lachte. Aber die geſtrenge Jungfer Dudel lachte nicht. Sie hatte ja vordem mehrere Jahre im Hauſe

des großen Geisterſehers Kerner zu Weinsberg gedient und da Gelegenheit gehabt, einen Finger oder gar eine ganze Hand in die „Nachtſeite der Natur“ hineinzuſtecken. Kein Wunder daher, daß ſie beim Anblick des ſeltſamen Käſtchens und ſeines ſeltſameren Inhalts „myſtiſche Bezüge“ zu wittern und allerhand Geſpenſtiges und Dämoniſches mit haarigen Leibern und langen Wickelſchwänzen in die Wirklichkeit, d. h. zunächſt in die Küche von Gilgal „hereinragen“ zu ſehen begann. „Frau, Frau,“ ſagte ſie ſchweraufathmend, „der Herr behüte uns in Gnaden! Das Käſtle da, die Hobelſpähne — ſehen Sie nur, wie ſie 'rumfliegen; ganz wie die Geiſter in der Stube der Seherin von Prevorſt ſelig — ich weiß nit, kurz, ich mein', das geht nit mit rechten Dingen zu.“ — „Ach, geh' doch!“ erwiderte Frau Kordula und wollte ein Scherzwort hinzufügen; aber ſie brachte es nicht heraus. In der Luft der rapſeriſchen Häuſer gediehen überhaupt die Scherze nicht und dann wirkte auch das auffallend ängſtlich gewordene Gebaren der alten — bitt' um Entſchuldigung, Jungfer Theodula! wollte ſagen der fünfzigjährig jungen Magd wunderlich befangend auf die Herrin. Es koſtete ſie ſchon Mühe, das ſeltſame Kiſtchen, das ihr nachgerade ebenfalls geſpenſtig vorkam, wieder anzurühren und mit ins Wohnzimmer zu nehmen, wo ſie es ihrem Manne nach ſeiner Heimkehr ſofort zeigen wollte. Iſt doch, phyſikaliſch zu ſprechen, der Unſinn bekanntlich ein unendlich viel beſſerer „Leiter“ als die Vernunft. Es wäre deßhalb auch gar nicht nöthig, daß ſo viele, viele Menſchen noch extra auf den Iſolirſchemel ſich ſtellen, um mit „des Teufels Maitreſſe,“ wie Martinus Luther

die arme Vernunft ungalant genannt hat, ja nicht in Berührung zu kommen.

---

6. Es ſpukt abermalen.

Herr Gotthold Rapſer war wie ſein Bruder Gottfried ein melancholiſcher Mann. Selten ſah man ihn, und gerade ſo auch ſeinen Bruder, lächeln, lachen niemals, und in den düſtern Augen von Beiden zuckte häufig jene unheimliche Flackerglut, welche das geängſtigte kranke Gemüth wie ein Nothſignal aufſteckt.

Heute Abend jedoch war der heimgekehrte Hausherr von Gilgal verhältnißmäßig recht aufgeräumt. Er ließ ſich am Abendtiſche Speiſe und Trank wohlſchmecken und erzählte, behaglich plaudernd, ſeiner Frau von den vortheilhaften Geſchäften, welche er auf ſeiner Reiſe theils abgewickelt, theils neueingeleitet hatte. Frau Kordula ihrerſeits vermochte ein gewiſſes Unbehagen nicht zu verbergen; ſie konnte nicht ſtillſitzen und machte ſich allerlei in der Stube zu ſchaffen. Endlich ſagte ſie: „Gotthold, ſieh' doch mal, was ich heute im Keller gefunden habe —" und damit nahm ſie das „geheimnißvolle" Käſtchen aus dem Wandſchrank und ſtellte es auf den Tiſch.

Der Hausherr war ſoeben im Begriffe, ſein Weinglas zum Munde zu führen; aber beim plötzlichen Anblick des geöffneten leeren Käſtchens erſtarrte ihm Arm und Hand. Das Glas entfiel ihm und rollte zerklirrend zu Boden. Das Blut ſchoß ihm in Wangen,

Stirne und Schläfen. Dann ward sein Antlitz leichenfahl und wie ein Sterbender sank er in die Sophaecke zurück.

„Um Gottes willen!" schrie die entsetzte Frau auf. „Gotthold, was ist dir?" Und sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, versuchte ihn aufzurichten und bedeckte seine marmorkalte Stirne mit Küssen und Thränen.

Er öffnete die Augen und starrte eine Weile mit verglas'tem Blicke in Kordula's Augen. Dann sprang er, wie von einer verborgenen Feder emporgeschnellt, auf, stieß seine Frau so heftig von sich, daß sie fast rücklings zu Boden gestürzt wäre, und schrie sie mit vor Angst oder Grimm bebendem Munde an: „Unglückliches Weib, was hast du gethan!"

„Um der Wunden unseres Heilands willen, Gotthold, ich . . ."

Er ließ sie nicht ausreden. Auf seinen Füßen wankend wie ein Betrunkener, wies er mit der Hand auf das Kästchen und stammelte schluchzend: „Da hinein war der Geist gebannt. Du, Unselige, hast ihn wieder losgelassen . . . zu unser aller Verderben!"

Sprach's und stürmte zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Kordula stand wie vernichtet, dem Zusammenbrechen nahe. Dann raffte sie sich mit einer krampfhaft gewaltsamen Anstrengung zusammen und eilte ihrem Manne nach, die Treppe hinunter, vor das Haus und die Straße entlang. Sie beflügelte ihre Schritte, als sie ihn die Hausthüre von Bethel öffnen sah. Im Erdgeschosse war dort Licht; denn Bruder Gottfried arbeitete noch einsam in seinem Komtoir und schaute erschrocken auf, als er den Bruder hemdärmelig, barhäuptig, blaß wie der Tod, plötzlich in der Thür-

öffnung erſcheinen ſah. In dieſem Augenblicke betrat Kordula die Hausflur und hörte, wie ihr Mann mit halberſtickter Stimme ſeinem Bruder zurief: „Gottfried, der Bann iſt gebrochen! Weh' uns! — — —“

Was noch zu erzählen, iſt bald geſagt . . . Wenn Menſchen, welche ihr Lebenlang ſo recht mit Gewalt und Methode der Tageshelle des Denkens entfremdet und in die romantiſche „Zaubernacht“ des willkürlichen Fühlens und Phantaſirens hineingetaucht worden, von einer Angſt durchſchüttert werden, wie ſie jetzt die Brüder Rapſer und die ganze rapſeriſche Familie durchſchütterte, ſo kann das Unmögliche geſchehen, d. h. die phantaſtiſchen Vorſtellungen des Glaubens, die ſchreckhaften Ausgeburten einer verſimpelten Einbildungskraft verleiblichen ſich ſo zu ſagen und Tyrann Wahn macht ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, ſeine armen Sklaven und Seeleigenen zu äffen und zu quälen.

Noch in derſelben Nacht ging in Bethel und in Gilgal der alte Rapſerſpuk wieder gräulich los. Nicht dagegen im Thale Joſaphat, das in letzter Zeit der demokratiſche Wolf, mit welchem wir ein hochzuverehrendes und hoffentlich auch frommes Publikum mehrfach behelligen mußten, von den Brüdern Rapſer käuflich erworben hatte. Das Geſpenſt hielt es natürlich unter ſeiner Würde, einen ſo notoriſchen Ungläubigen mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Am folgenden Morgen machten ſich die Brüder Rapſer eilends nach dem Kloſter „Heilige Milch“ auf den Weg. Zwar ſoll, wie die gottſelige Jungfrau Theodula nach einiger Zeit geheimnißvoll verlauten ließ, der Pater Petulanzius zu dem Kaſus ein ſehr bedenkliches Geſicht gemacht und geſagt haben, einen ſchon einmal

gebannten und freventlich wieder losgelassenen Geist zum zweiten Male „festzumachen" sei ein sehr schwierig Ding, außerdem aber auch mit sehr bedeutenden Kosten überbunden, sintemalen die heilige Kunst des Exorcismus da ihre höchsten Kräfte anzuspannen und ihre allerkostbarsten Mittel aufzuwenden habe. Wie viel Blut der protestantische Mammon bei dieser Gelegenheit „ad majorem dei gloriam" in den katholischen Pfaffensack hinüberschwitzen mußte, ist verschwiegen geblieben. Aber item, es half: — der spukende Rapsergeist wurde zum zweiten Male gebannt und festgemacht. Denn der Pater Petulanzius, wie es dort herum in einem Volksliede heißt:

„Denn der Pater ist a Männle,
Macht sei' Sächle nit schlecht."

Wer jedoch im hochzuverehrenden Publikum von der Pest des nicht genug zu verdammenden Unglaubens unserer Zeit soweit angesteckt sein sollte, daß er an diese zweite Bannung und Festmachung oder gar vielleicht an die ganze vorgetragene Gespenstergeschichte nicht glauben wollte, der wallfahre nach Glaublingen, verschaffe sich so oder so Eintritt in Gilgal und er wird auf dem Boden des Hauses, zwischen dem zwölften und dreizehnten Balken des Sparrwerkes, hart unter der Dachfirst, mittelst eisernen Klammern ein mit wunderlich kabbalistischen Zeichen bemaltes Kistchen festgemacht sehen. Da drinn steckt der alte Rapser.

Und wer wirklich nach Glaublingen wallfährt, wird dort noch etwas Anderes zu Gesichte kriegen: nämlich die traurige Thatsache, daß unlange nach dem zweiten Auftreten des Rapserspuks und trotz der Wiederbannung desselben die Brüder Gottfried und Gotthold Rapser

den Aufenthalt in Bethel und Gilgal mit dem in einer berühmten Anſtalt vertauſchten, wohin ſie, binnen Jahresfriſt alle beide, in Zwangshemden gebracht wurden. Denn „der Glaube macht ſelig," ſteht geſchrieben. Daß er nicht allzuſelten auch unſelig macht, iſt zwar eine alte Geſchichte, möge aber doch wieder mal hier auf's neue gedruckt ſtehen. Nützt es nicht, ſo ſchadet's auch nicht — Sela.

Gefängnißleben zur Schreckenszeit.

Historische Skizze.

I.

Es ist unnütz, sie zu preisen, es ist kindisch, sie zu schmähen, die große Revolution. Sie war, wie sie sein mußte; ihre Wirkungen entsprachen ganz genau ihren Ursachen, wie Blitz und Donner den ihrigen entsprechen. Man kann sie auch nicht mehr eine „Sphinx" heißen, denn die historische Analyse hat ihre Motive bis zum größten und bis zum kleinsten bloßgelegt und klar gemacht. Wir wissen, was sie wollte, was sie erreichte, wie sie irrte, wo sie fehlte. Wir kennen ihre titanische Tendenz, bewundern ihre gigantische Kraft, segnen ihre unvergänglichen Schöpfungen und verdammen ihre Verbrechen. Und dennoch ist etwas Geheimnißvolles in diesem erhabendsten Trauerspiel der Weltgeschichte, etwas, das mit der unwiderstehlichen Macht eines grandiosen Naturphänomens wirkt, dessen Gesetz noch nicht gefunden ist. Sollte es vielleicht der Riesenodem der Leidenschaft, welcher dieses Drama schwellte, sollte er es sein, der demselben diesen magischen Reiz, dieses unvergleichliche Interesse verleiht?

Oder werden wir, je mehr wir die Revolution in ihren Ursachen, Wirkungen nnd Folgen, in ihren Triumphen und Verirrungen begriffen zu haben glauben,

nur um so mehr von dem Gefühle der Unbegreiflichkeit dieser Erscheinung angefaßt? Mir selber, der ich mich viel damit beschäftigte und auch Einiges zur Berichtigung des Urtheils über die Menschen und die Ereignisse der großen Katastrophe beigetragen zu haben glaube, mir selber ist, so oft ich mich in die Revolution versenke, als stände ich wieder vor der bekannten Meduſa Rondanini in München, deren tödtliche Schönheit jeden Empfänglichen mit Entzücken zugleich und mit Grauen durchschauert. Oder auch empfinde ich, die Revolutionstragödie in ihrer Ganzheit fassend, den gewaltigen Schlageindruck, welchen unser Dichter von der „Macht des Gesanges" ausgehen läßt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt."

Das ist's! Alle Larven fielen und die Personen des weltgeschichtlichen Drama's sprachen und handelten, wie sie waren, in ihrer ganzen Größe und in ihrer ganzen Blöße. Alles, was menschlich und was bestialisch im Menschen, kam ohne Maske, ohne Schminke und ohne Feigenblatt zum Vorschein. Helden und Heldinnen, Narren und Närrinnen, Schurken und Schurkinnen, Fanatismus und Berechnung, Begeisterung und Selbstsucht, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, sie spielten nach der Natur, ganz nach der Natur, und äschyleischen Heroen und sophokleischen Heroin-

nen zur Seite tölpelten shakspear'sche Clowns und rissen rabelais'sche Panurge ihre Zoten.

Sie ist immer noch nicht geschrieben, die Geschichte dieser Revolution, wie sie geschrieben sein könnte, sollte, müßte. Aber freilich, wer so sie schreiben wollte, müßte mit dem Gewissen des Tacitus die Phantasie Dante's und mit dem Genie Shakspeare's die Kühnheit des Aristophanes vereinigen. Bis ein solches „Ungeheuer von Vorzügen" dermaleinst kommt, mag es gerathen sein, diese und jene Seite des großen, nie zu erschöpfenden Gegenstandes unbefangen zu untersuchen und mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit darzustellen, falsch Beleuchtetes in ein besseres Licht zu rücken, gang und gäbe Irrthümer als solche zu signalisiren und also auch in weiteren Kreisen einer richtigen Anschauung und Würdigung einer Epoche Bahn zu brechen, welche die Menschen so viel lehren könnte und würde, falls sie sich nur belehren lassen wollten.

Da hat man z. B. aus den Einzelheiten des pariser Gefängnißlebens während der Herrschaft des „Schreckens" (1792 bis 1794) einen Schauderroman zusammengekleistert, welcher ganz geeignet war, Unwissenden die Haare sträuben zu machen. Laßt uns nun zusehen, wie es sich damit in der Wirklichkeit verhielt. Selbst wenn wir auf den Umstand, daß wir als auf unser Quellenmaterial fast durchweg auf die Erzählungen von Gefangenen angewiesen sind, welche sammt und sonders in höherem oder geringerem Maße Feinde der Revolution gewesen, nicht das Gewicht legen, welches wir von Rechtswegen darauf legen könnten, selbst dann wird sich als geschichtliche Wahrheit ergeben, daß die „Teufelin Revolution" auch in dieser

Richtung bedeutend viel schwärzer gemalt worden ist, als sie war. Es ist ihr das auch anderweitig sattsam widerfahren. Ist es doch Historikern vom gewöhnlichen Schlage nie eingefallen, über die Thatsache nachzudenken oder derselben auch nur zu erwähnen, daß manche der Schlachten Napoleons, z. B. die an der Moskwa, mehr Menschen hingerafft hat als das ganze Schreckensregiment der Revolution. Aber freilich, Napoleon war ein gekrönter Kaiser und — das Uebrige mag sich der Leser denken oder auch nicht denken, wie es ihm beliebt.

Es ist wahr, während der Schrecken regierte, strotzten die pariser Kerker von Gefangenen. Die Zahl von achttausend mag die regelmäßige gewesen sein. Es ist wahr, daß über allen diesen Tausenden beständig das Fallbeil schwebte. Es ist wahr, daß sich der Schrecken mit dem unauslöschlichen Schandmal befleckte, auch Frauen und Mädchen um ihrer politischen Meinungen willen eingekerkert und hingerichtet zu haben. Es ist endlich wahr, daß in diesem oder jenem der Gefängnisse die Insassen mit Strenge, in einzelnen Fällen auch mit Härte behandelt wurden. Aber eben so wahr ist, daß von einer raffinirten Kerkerpein im Ganzen und Großen gar keine Rede gewesen ist. Von einem System, die Gefangenen zu quälen, ist keine Spur vorhanden. Es war ja unserem „humanen" Jahrhundert vorbehalten, die Marter der politischen Gefangenen in ein System zu bringen. Seid Zeugen dessen, ihr Kasematten des Spielbergs, ihr Einzelzellen in Waldheim und Bruchsal, ihr Käfige des Mont Saint-Michel, ihr Bagno's von Ischia und Lambessa und du, oh „trockene" Guillotine von Cayenne! Die Titanen der

Revolution — und Titanen bleiben sie, mag eine servile Historik noch so sehr sich befleißen, verkleinernd an ihnen herumzumäkeln — sie hatten gar keine Zeit, mit solchen kleinlichen Bosheiten und raffinirten Grausamkeiten sich zu befassen. Sie konnten dieselben getrost den nach ihnen kommenden „Rettern der Gesellschaft" überlassen.

Wie bereits angedeutet worden, mischten sich, wie in den meisten menschlichen Dingen, auch in dem Gefängnißleben der Schreckenszeit die Lichter und die Schatten. Wir werden jene hervorheben, ohne diese abschwächen zu wollen. Im Gegentheil, es soll den Schatten ihr volles Recht widerfahren.

II.

Zuvörderst ist der Irrthum zu berichtigen, daß die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gefängnisse beim Wohlfahrtsausschuß gewesen. Der hatte Wichtigeres zu thun. Die Stadtpolizei von Paris besorgte dieses Geschäft und unterstand dabei der Kontrole des Sicherheitsausschusses. Die Stadtpolizei hatte aber so ungeheuer viele Arbeit, daß sie ihre Gefängnißbeamten nur oberflächlich beaufsichtigen konnte, und demzufolge hing das in den einzelnen Gefängnissen herrschende Regiment von den Persönlichkeiten der Polizeikommissäre, der Schließer und Schließerinnen, der Wärter und Wärterinnen ab. Von dem einzigen Gefängniß Du Plessis wird uns authenthisch gemeldet, daß das Aufsichts- und Wartungs-

personal streng, herb und hart gewesen sei, und in diesem Hause war demzufolge der Aufenthalt am peinlichsten. An den Gefangenen, auch an den weiblichen, wurde hier bei ihrem Eintritt eine Manipulation unternommen, welche unter dem Namen der „Rapiotage" verrufen war. Man untersuchte sie nämlich ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Schamhaftigkeit und nahm ihnen Alles weg, was sie bei sich trugen. Man gestattete ihnen keine Scheere und kein Messer, sondern nur ein hölzernes Besteck, so daß sie beim Essen genöthigt waren, das Fleisch mit den Fingern zu zerreißen. Jeder Verkehr mit der Außenwelt war streng untersagt und unmöglich gemacht. Aber Einzelhaft gab es auch hier nicht: diese Grausamkeit haben ja erst die Frommen unserer eigenen Tage methodisch ausgebildet und in Anwendung gebracht.

Eine ganze Reihe von Gefängnißbeamten hat sich zur Schreckenszeit durch Milde, Schonung und freundliche Fürsorge für die Gefangenen berühmt gemacht. So der Ministerialsekretär Grandpré, der Polizeikommissär Biguet, der Schließer Huyet im Port-Libre, der Schließer Benoit im Luxembourg, die Schließerin Bouchaud in Sainte-Pelagie, der Schließer Baubertrand und seine Frau in den Madelonnettes, die Schließerin Lebau in La Force, der Schließer Fontenay, die Schließerin Richard und deren Magd Rosalie Lamorlière in der Conciergerie, welche beide Frauen Alles thaten, was nur immer sie thun konnten, um der armen Marie Antoinette die schreckliche Bürde ihrer letzten Tage und Stunden zu erleichtern.

Das strengste Gefängnißregiment wurde, wie gesagt, in Du Plessis gehandhabt. Schon weniger herb und

hart ging es her in der Conciergerie, in Sainte-Pelagie, in La Force und in den Madelonnettes. Was vollends die Gefängnisse im Luxembourg, im Port-Libre, bei den Karmelitern, bei den englischen Benediktinern und Saint-Lazare betrifft, so waren das „Stutzer-Gefängnisse" (prisons muscadines), „allwo" — meldet Einer, der es mit angesehen — „die Gefangenen keine anderen Fesseln kannten, als die der Liebe, und wo ihnen die Tage inmitten der Gärten und Gebüsche im süßen Getändel mit ihren schönen Mitgefanginnen verflossen." Mit Stegreifdichtung, mit Ariengeträller, mit Gesellschaftsspielen, mit Klatsch und mit Musik vertrieb sich hier der französische Leichtsinn die Zeit und wußte es sogar zu einer neuen Art Zeitvertreib zu machen, wenn die eiserne Anklägerhand Fouquier-Tinville's von Zeit zu Zeit in das Getändel, Getriller und Gelächter hereingriff, um aus dem in Fülle vorhandenen Vorrath einen seiner täglichen „Schübe" (fournées) für das „rothe Ding" auf dem Revolutionsplatz zu vervollständigen.

In den zuletzt genannten Gefängnissen verwandelten sich die Kerker förmlich in Salons, wo graziöse Frauen die Honneurs machten, wie sie früher in ihren Empfangzimmern im Faubourg Saint-Germain oder in der Rue Saint-Honoré gethan hatten. In den Madelonnettes ließ sich das Ancien Régime in der ganzen wohlgebürsteten Grandezza seiner Höflichkeit sehen. Hier schwirrte die Luft von Monseigneurs und Mesdames. Der weiland Polizeiminister machte in wohlgepuderter Perücke und Glanzschuhen, den Hut unter dem Arm, den weiland Ministern Latour du Pin und Saint-Priest seine Morgenvisite, welche ceremoniöseſt

Bayerische Staatsbibliothek München

zurückgegeben wurde. Falls, wie zuweilen geschah, in die vornehme Gesellschaft dieses aristokratischen Gefängnisses ein armer Teufel von Spießbürger hineingewürfelt ward, nahm ihn der altfranzösische Witz zur Zielscheibe. Ein unglücklicher Krämer Namens Cortey saß mit den Herren Laval-Montmorency, de Pons und Sombreuil in der gleichen Zelle. Eines Tages machte er durch das Korridorfenster der vorübergehenden weiland Prinzessin von Monaco verliebte Zeichen und warf ihr Kußhände zu, worauf der Marquis de Pons ernsthaft zu ihm sagte: „Ihr müßt schlecht erzogen sein, weil ihr Euch mit einer solchen Person gemein macht. Es ist ganz in der Ordnung, wenn man Euch mit uns guillotinirt, da Ihr uns als Euresgleichen behandelt." Die weiland großen Herren in den Madelonnettes erhoben übrigens ein großes Geschrei, als sie in Folge der Anordnung eines griesgrämigen Visitators vorübergehend genöthigt waren, von ihren Freundinnen sich zu trennen. „Il fallut donc nous séparer de vous, maîtresses adorées!" jammerte Einer. „On ne connut plus, dans notre prison, les douces étreintes de l'amour!"

Der heiterste und zugleich anständigste Ton herrschte im Port-Libre. Auch war hier die republikanische Gesinnung und Stimmung obenauf. Die Bürger Vigée und Matras dichteten und komponirten Freiheitshymnen im Stile der Zeit, die Bürgerinnen Betisy und Lachabeaussière sangen dieselben und der Baron von Wittersbach begleitete sie mit seiner meisterhaft gespielten Violine. An den Tagen, wo die Republik auf den Plätzen von Paris ihre antiken Feste feierte, ging es auch im Port-Libre festlich zu. Aus im Gefängnißhof

aufgelesenen Ziegeln wurde der „guten Göttin Natur" ein Altar errichtet und die Bürgerinnen sangen die eigens zu diesem Zwecke komponirte Festkantate. Dann gaben sie den Bürgern die Hände und es wurde in großer Runde die Karmagnole getanzt, unter Anstimmung der Marseillaise. Am leichtfertigsten, geradezu lüderlich führten sich die Gefangenen beiderlei Geschlechts im Luxembourg auf. Es verging da kaum ein Tag ohne Histörchen und Abenteuer, welche ganz gut im „Dekamerone" oder im „Faublas" stehen könnten. Auch in der ernsteren Conciergerie fehlte es nicht an solchen Geschichten. Ließ sich doch daselbst Madame de * * *, welche „an Schönheit und Reinheit einer Madonna Rafaels glich," in der Furcht vor dem Tode zu einem unglaublich skandalösen, aber ebenso wohlbezeugten wie erfolglosen Abenteuer herbei, von welcher Thatsache Notiz genommen werden muß, weil sie einen der wenigen, sehr wenigen Ausnahmefälle bildete, wo die Standhaftigkeit und der Heldenmuth, welche die weiblichen Opfer der Revolution so sehr schmückten, niedrigeren, obzwar natürlichen Gefühlen gewichen ist. Erwähnenswerth ist wohl auch eine andere Thatsache, nämlich diese, daß im Mai von 1794 eine Durchsuchung der Gefängnisse angeordnet wurde, wobei sich herausstellte, daß die Gefangenen mitsammen im Besitze von 864,000 Livres waren, den Werth ihrer Möbeln und Schmucksachen ungerechnet. Daraus ersieht man, daß von Noth in diesen Gefängnissen gar keine Rede war.

III.

Zu den Haushaltgebräuchen in der Conciergerie gehörte es, neu angekommene Gefangene so zu sagen einzuweihen, indem man, und zwar in Numero 13, die furchtbaren Scenen der Procedur vor dem Revolutionstribunal und der Guillotinirung travestirend vor ihnen aufführte. Die Mitspieler und Mitspielerinnen dieser gräßlichen Possen trugen in Ringen oder Knöpfen verborgen die berühmten von Cabanis erfundenen Opiumpastillen bei sich, womit der Doktor Guillotin, der Vater der „Dame Guillotine," aus Mitleid die Gefangenen versorgte, damit sie „nach Belieben über ihr Schicksal verfügen könnten." Selbstmordskandidaten also karikirten und travestirten die Tragödie der Zeit, und während die Wände der bezeichneten Kerkerkammer von Gelächter widerhallten, schrieen unter dem Fenster derselben Ausrufer die Liste derjenigen aus, welche „heute in der Lotterie der heiligen Guillotine das große Loos gezogen haben," das heißt hingerichtet worden sind.

An der Conciergerie haftet noch eine düsterste Erinnerung. Sie war ja recht eigentlich die „Vorhalle des Todes." Denn hierher wurden neben den ordentlichen Insassen des Gefängnisses auch außerordentliche gebracht, nämlich alle vom Revolutionstribunal Verurtheilten, um ihrer letzten Stunde entgegenzuharren. Die Schreibstube (le greffe) im Untergeschoß war das Toilettezimmer der „Dame Guillotine." Am Eingange dieses schrecklichen Gelasses, dessen Thüre füglich die Aufschrift von Dante's Höllenpforte hätte tragen sollen — „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!" —

erſchien Morgen für Morgen der rothbemützte Huiſſier, die infernaliſche Liſte derer abzuleſen, welche zu den draußen vorgeführten Todeskarren gerufen wurden. Wie Jedermann weiß, hat dieſe Liſte ihre ſchrecklichſte Länge erreicht (38—50—54—60—67 Perſonen) während der Zeit, als ſich Robespierre aus dem Wohlfahrtsausſchuß zurückgezogen hatte und mit ſeinem geliebten Hunde Brount in den Champs-Elyſées und im Thale von Montmorency ſpazieren ging, die Hamletfrage: „Sein oder Nichtſein?“ grübleriſch erwägend ... Das fahle Morgengrauen des 7. Thermidor (25. Juli) von 1794 erblickte in der Vorhalle des Todes eine zahlreiche Geſellſchaft, achtunddreißig Verurtheilte. Darunter den General Beauharnais, den Gatten der künftigen Kaiſerin Joſephine — ſie ſelbſt war bei den Karmelitern eingekerkert, — den Herzog von Clermont-Tonnerre, den berühmten Sachwalter Lachalotais, den Fürſten von Salm-Kyburg und den Baron Trenck, den raſtloſen Maulwurf von Glatz und Magdeburg, der ſich ſchließlich in dieſe Sackgaſſe hineingewühlt hatte, aus welcher kein Entkommen mehr war. Seht ihr dort den Mann, welcher mit vorgebeugtem Oberkörper das Blatt Papier beſchreibt, das er auf ſeinen zuſammengepreßten Knieen hält? Neigt euch! Es iſt Einer, den der Kuß der Muſe geweiht hat, der royaliſtiſche Poet André Chenier. Das von ihm zu dieſer Stunde halbbeſchriebene Blatt hat die Nachwelt unter die koſtbarſten Reliquien der Revolution eingereit: —

„So, wie ein letzter Hauch, ein letzter Stral des Gottes
Den Tag verklärt an ſeinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffottes;
Wer weiß, wann ich's beſteigen muß?

Wer weiß? Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechszigfachen Schritt der vorgeschriebnen Reise
Helltön'gen Gangs vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Sals mit meinem Namen wecken — —"

Und so geschah es buchstäblich. Der arme Chenier konnte den zuletzt angehobenen Quatrain seines dichterischen Testaments nicht zu Ende bringen. Man hörte von draußen das Rollen der vorfahrenden Todeskarren auf dem Pflaster, Gewehre klirrten vor der Pforte, sie ging auf, der „Todverkündiger" erschien mit seiner Liste und der verhängnißvolle Appell begann. Der Dichter, welcher bekanntlich einen wahrhaft juvenalischen Zorn und Haß an den Jakobinern ausgelassen und ihnen zugerufen hatte:

„Ich spei' auf eure Namen, ich sing' euch an den Galgen!" —

ist nicht weniger muthvoll gestorben als seine Todesgefährten. Doch ward er auf dem Blutgerüst von einem flüchtig-stolzen Bedauern angewandelt über das, was mit ihm zu Grunde ging, und da hat er sich mit der Hand an die Stirne geschlagen und ausgerufen: „Ich hatte doch Etwas da drinnen! (j'avais pourtant quelque chose là!)"

Zwei und siebzig Stunden später wurden Robespierre, Saint-Just und Couthon ebenfalls von der Conciergerie aus, wohin sie in der dritten Morgenstunde des 10. Thermidor gebracht worden waren, nach

dem Revolutionsplatz gefahren. Vor der Wohnung des „Unbestechlichen" — der war er! vor — dem Hause des Schreiners Duplay in der Rue Saint-Honoré, zwangen die „Furien der Guillotine" den Karren zu halten und tanzten um denselben her die Karmagnole, die Luft mit dem Gebrülle: „Tod dem Tyrannen!" erfüllend. Wer das aber, wie billig, am lautesten mitschrie, war eines der infamsten Scheusale der Revolutionszeit, Carrier, der Erfinder und Veranstalter der „Noyaden" und der „republikanischen Hochzeiten" von Nantes. Heutzutage kann es Jeder wissen, wer überhaupt etwas wissen will, daß zu Robespierre's Sturze die ärgsten Schufte, Schurken und Schandbuben sich verbunden haben. Das Urtheil über diesen Sturz, über den Mann und seine Bedeutung war übrigens schon damals so wenig ein einstimmiges, als es heute ein solches ist. Auf seiner Todesfahrt wurde Robespierre von einer Frau angetreten, welche ihm zuschrie: „Fahr' zur Hölle, Böswicht, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!" Aber in einer Provinz von Süd-Frankreich ließ eine Pächterin beim Eintreffen der Nachricht, daß der „Tyrann," dessen ganze Hinterlassenschaft an Geld und Gut in einem Assignat von fünfzig Franken bestand, am 28. Juli guillotinirt worden sei, vor Schrecken das Kind fallen, welches sie auf dem Arme trug, hob die Hände gen Himmel und rief in ihrem Patois aus: „Oh, jetzt ist es um das Glück des armen Volkes geschehen; sie haben Den getödtet, welcher es so sehr geliebt hat (aco n'es finit bol bounhur del paouré poble; han tuat aquel que l'aimaba tant!)" —

IV.

Nun wollen wir versuchen, die im Vorstehenden gegebenen Umrisse mit individuellem Leben zu füllen, und zwar mit Hülfe der Aufzeichnungen eines Gefangenen der Schreckenszeit, welche Aufzeichnungen erst in allerneuester Zeit in Buchform erschienen sind. Wir meinen damit die „Memoiren" des napoleonischen Grafen und bourbonischen Ministers Beugnot. Der Mann war ein abgesagter Feind der Revolution überhaupt und der Terroristen insbesondere. Die Mittheilungen aus seinem Kerkerleben sind also sicherlich nicht in's Rosige gemalt. Hinwider ist er aber auch zu ehrlich gewesen, um Schwarz in Schwarz zu malen, und nachdem wir seinen Bericht der erforderlichen kritischen Kontrole unterzogen haben, dürfen wir mit Zuversicht erklären, daß das, was wir daraus mittheilen werden, den Werth eines historischen Zeugnisses besitzt.

Beugnot, gewesenes Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung, wurde am 18. Vendémiaire (9. Oktober) von 1793 in Paris verhaftet, nachdem er den von Seiten Dantons ihm wiederholt und deutlich zugekommenen Wink, sich davon zu machen, unbeachtet gelassen hatte.

„Verdächtig des Royalismus!" sagte der verhaftende Polizeikommissär. „Nach der Conciergerie! Guillotinefutter!"

Man gestattete dem Verhafteten eine Auswahl von Büchern mitzunehmen; aber der Kommissär und der denselben begleitende Gensdarm spielten dabei die Censoren. Tasso's „Befreites Jerusalem" fand keine Gnade in den Augen dieser Censur.

„Aber warum soll mir dieses Buch verwehrt sein?“ fragte der Verhaftete.

„Lassen Sie das Buch lieber da, Bürger,“ erwiderte wohlweise der Gensdarm, „denn glauben Sie mir, Alles, was aus Jerusalem kommt, hat dermalen keinen guten Geruch.“

Als der Fiaker, welcher den Gefangenen zur Conciergerie — „cette vaste antichambre de la mort“ — brachte, an der Freitreppe derselben hielt, war diese von einer Schar jener Weiber dicht besetzt, welche bei allen Spektakeln der Revolution die Rolle des Megärenchors mit Beeiferung durchführten. Sie empfingen Beugnot mit Füßegestampf, Händeklatschen und Hohngelächter und überschütteten die „neue Beute“ mit Schimpfnamen und Geifer, so daß er froh war, als er das Gitter hinter sich hatte. Während in der Schreibstube der Name des Ankömmlings in das Register eingetragen wurde, konnte er bemerken, daß die größere Hälfte des Sals durch eine niedrige Schranke von der kleineren gesondert war. Jene stellte das weiter oben erwähnte „Toilettezimmer der Dame Guillotine“ vor und in diesem Augenblick befanden sich zwei Verurtheilte daselbst, welche ihre Schaffottoilette bereits gemacht hatten und der Ankunft Samsons harrten. Ein Municipalbeamter richtete Trostworte an die beiden Unglücklichen und fragte sie, ob sie den Namen des Präsidenten vom Revolutionstribunal kennten, welcher den Todesspruch über sie gefällt hätte. „Nein,“ gab der Eine zur Antwort, „aber behalte denselben für dich! Ich will den Namen eines solchen Böswichts nicht mit in mein Grab nehmen.“ — „Wenigstens hoff' ich,“ sagte der

Andere sanft, „daß dieser Präsident kein Franzose sei!“ — gewiß in seiner Art und unter diesen Umständen ein rührender Ausdruck von Patriotismus.

Beugnot mußte noch mit ansehen, wie die Armen durch den Henker abgeholt wurden, allein zu seinem Glück; denn während des Lärmens, welcher dadurch in der Schreibstube entstand, verwechselte der sonst sehr genaue Greffier seinen Namen mit dem eines andern so eben Eingebrachten, der wegen Verfertigung falscher Assignate verhaftet worden war und dessen Namen allerdings dem Namen Beugnots sehr ähnlich klang. Dieser Verwechselung hatte er es höchst wahrscheinlich zu danken, daß er, wie übrigens so viele Hunderte anderer Gefangener, im Gefängnisse „vergessen,“ das heißt niemals vor das Revolutionstribunal gerufen und folglich gerettet wurde. Der grausame Witz von der „Lotterie der heiligen Guillotine“ war nicht bloß ein Witz, sondern auch eine Wahrheit. Nur waren da die Gewinner eigentlich die Verlierer und umgekehrt.

Zunächst freilich hatte die Verwechselung mit einem Falschmünzer die unangenehme Folge für unsern Gefangenen, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gethan wurde, in eine Zelle nämlich, in welcher bereits ein Muttermörder und ein Einbrecher saßen. Da er aber fieberkrank wurde, brachte man ihn nach der sogenannten „Infirmerie,“ dem Krankensal der Conciergerie, welchen Beugnot freilich als das „schauderhafteste Hospital auf Erden“ schildert. Die Lokalität erinnerte ihn so sehr an die Darstellung der Hölle auf der Opernbühne, daß er annehmen zu dürfen glaubte, der Theaterarchitekt müsse diese Infirmerie zum Modell gehabt haben. Die Einzelnheiten sind jedoch zu widerlich und

riechen zu übel, um hier wiedergegeben werden zu können. Genug, es war ein Ort des Grauens und es begreift sich unschwer, daß Gefangene, welche längere Zeit hier verweilen mußten, nach dem „Nasenstüber auf den Hals" — chiquenaude sur le cou — sich sehnten, wie ein damaliger Bewohner der Conciergerie, Lamourette, konstitutioneller Bischof von Lyon, den Fallbeilschlag der Guillotine genannt hat. Ist doch sogar die Langeweile zu einem Motiv des Schaffotherroismus jener Zeit geworden. „Dieses Gefängnißleben langweilt mich unerträglich" — sagte Lauzun-Biron — „möchten sie mir doch einmal den Kopf abschlagen, damit der schlechte Spaß zu Ende wäre!" Um den Bleidruck dieser Kerkerlangeweile fern zu halten, ersannen und übten die Gefangenen die insipidesten Spiele. Herault de Sechelles z. B. spielte beharrlich „à la galoche," bis er zum Todeskarren gerufen wurde.

V.

Aus der Infirmerie erlöst, kam Beugnot in die „kleine Apotheke," welche Zelle der Bischof Lamourette und sieben Konventsdeputirte von der Girondistenpartei mit ihm bewohnten und deren Wände über und über mit den Inschriften „Freiheit, Gleichheit" und „Menschenrechte" bedeckt waren. Einer der sieben Girondisten war Fauchet, Bischof von Calvados. Zu Ende Oktobers wurden sie mit ihren Parteigenossen prozessirt und guillotinirt. Die Hinrichtung der „Einund-

zwanzig" war eine rechte Festhekatombe, dargebracht dem Moloch Schrecken. Als die Verurtheilten vom Tribunal nach der Conciergerie zurückgebracht wurden, brachen sie unter der Wölbung der Gefängnißpforte mit einmal und wie aus einem Munde in das „Allons, enfants de la patrie!" aus. Sie haben, wie bekannt, den weltgeschichtlichen Sang am folgeneen Tage, am 31. October von 1793, auch am Fuße des Blutgerüstes und auf demselben angestimmt und so lange fortgeführt, bis das Fallbeil mit dem Lebensfaden des Letzten von ihnen auch das Lied abschnitt. Das ist Geschichte, aber Nodier's „Letztes Bankett der Girondisten" ist nur eine Novelle, obzwar eine sehr gute. Am 6. November ist Orleans-Egalité von der Conciergerie zum Revolutionsplatz gekarrt worden. Er blieb ganz gleichgültig, vor dem Tribunal, auf dem Karren und auf dem Schaffot. Als ihm, bevor er an das schreckliche Brett geschnallt wurde, die Henkersknechte die Stiefeln abziehen wollten, sagte er: „Das wäre reiner Zeitverlust. Ihr könnt mir sie bequemer abziehen, wann ich todt bin. Macht schnell voran!"

Vier Tage nach der Todesfahrt von Louis Philipps Vater machte Madame Roland die ihrige. Ob sie, die Treppe zum Blutgerüst hinansteigend, den Ausruf gethan: „Oh, heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" ist fraglich, aber daß sie zu ihrem Todesgefährten Lamarche sagte: „Steigen Sie zuerst hinauf, weil Sie ja doch nicht den Muth hätten, mich sterben zu sehen" — ist gewiß.

Manon Philipon, die Frau des girondistischen Exministers Roland, die „Aspasia der Girondisten," die Prophetin und das Entzücken dieser armen Wolken-

wandler von Schönfühlern und Schönrednern, war zuerſt in der Abtei, dann in Sainte-Pelagie eingekerkert geweſen. Ihre Verſetzung in die Conciergerie war für die Inſaſſen derſelben ein großes Ereigniß, welches Beugnot lebhaft beſchrieben hat. In den beiden erſtgenannten Gefängniſſen hat ſie ihre berühmten Memoiren niedergeſchrieben, welche mit der Ueberſiedelung in das letztgenannte abbrechen. An einer Stelle dieſer Denkwürdigkeiten, welche nur mit großer Vorſicht als eine geſchichtliche Quelle zu benutzen ſind, hat Citoyenne Roland ihr Portrait gezeichnet und gemalt, und dieſe kühne Selbſtportraitirung gibt nicht nur ein Bild von ihrer Geſtalt und ihren Zügen, ſondern auch von ihrer Fühl- und Denkweiſe. Ihr ganzer Charakter prägt ſich plaſtiſch darin aus und dieſes Konterfei iſt geradezu eine hiſtoriſch-pſychologiſche Merkwürdigkeit. Sehen wir ſie uns einmal an. „Als ich ausgewachſen, war ich ungefähr fünf Fuß hoch. Meine Beine waren wohlgeformt, die Füße hübſch gebaut, die Hüften ſehr gewölbt, die Schultern zurückgezogen, die Bruſt war breit und hochbuſig, meine Haltung ſicher und anmuthig, der Gang leicht und raſch. Mein Geſicht hatte nichts Beſonderes als etwa eine große Friſche und einen ſanften Ausdruck. Prüft man jeden Zug einzeln, ſo darf man billig fragen: Wo iſt denn die Schönheit? Denn kein einziger iſt regelrecht, aber mitſammen bilden ſie ein gefälliges Ganzes. Der Mund iſt ein wenig groß und es gibt tauſend ſchönere; allein keiner weiß zärtlicher und verführeriſcher zu lächeln. Das Auge dagegen iſt nicht ſehr groß und ſeine Iris kaſtanienbraun. Es liegt weder zu tief, noch ſteht es zu ſehr hervor; es blickt offen, frei, lebhaft und ſanft, überwölbt durch ſchön ge-

zeichnete Brauen von derselben Farbe wie die Haare und es wechselt in seinem Ausdrucke wie die liebevolle Seele, deren Regungen es verkündet. Ernst und stolz, hat es zuweilen etwas Furchtbares, weit öfter aber ist es liebkosend und immer anziehend. Die Nase verursachte mir einigen Verdruß, weil ich fand, sie sei vorn ein Bißchen zu dick, als Theil des Ganzen jedoch und von der Seite betrachtet, verdarb sie Nichts. Die Stirne ist breit, glatt, offen, von hochgewölbten Augenhöhlen getragen und keineswegs so nichtssagend, wie so manche Gesichter sie zeigen. Mein Kinn steht ziemlich weit vor und hat entschieden die Merkmale, welche die Physiognomiker als die der Sinnlichkeit bezeichnen; wenn ich diese Merkmale mit meinen übrigen Eigenthümlichkeiten zusammenstelle, bezweifle ich, daß jemals eine Frau mehr als ich für Sinnenlust geschaffen war, obzwar ich dieselbe weniger genossen habe als irgend eine. Ein mehr belebter als weißer Teint, glänzende Färbung, häufig erhöht durch die plötzlich kommende Röthe eines kochenden, durch äußerst reizbare Nerven erregten Blutes; eine zarte Haut, ein runder Arm, eine wenn auch nicht kleine, doch niedliche Hand, weil ihre langen und schmächtigen Finger auf Gewandtheit deuten, ohne aufzuhören, anmuthig zu sein; schön gereihte und gut erhaltene Zähne; endlich eine Körperfülle, die auf vollkommene Gesundheit hinweist: — das sind die Schätze, welche die Natur mir geschenkt hat."

Glaubt man nicht ein Portrait zu sehen, welches eine Sappho oder eine Aspasia von sich gezeichnet und gemalt hat oder wenigstens haben könnte? In Wahrheit, wir haben Mühe, zu glauben, daß diese Selbstportraitirung von einer modernen Frau, noch dazu von

einer anerkannt tugendhaften und sittenstrengen Frau herrühre. Es ist da eine Objektivität der Koketterie, welche ganz antik, ein künstlerisches Gefühl und Behagen, welches ganz griechisch. Arme Manon! Das eben war dein Unglück und dein Verderben, daß du in den Säulenhallen der Agora und unter den Platanen der Akademie traumwandeltest, daß du eine Athenerin der perikleischen Zeit sein wolltest, zu sein glaubtest, während du unter den Franzosen, unter den Parisern vom letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts lebtest. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, d. h. in der Aetherregion der Ideale. Die gemeine Wirklichkeit des Lebens greift mit plumper Faust hinauf, reißt die armen Ideologen, die da hungern nach Wahrheit und Gerechtigkeit, die da dürsten nach Freiheit und Schönheit, unerbittlich herab und schmettert sie erbarmungslos zu Boden. Geschöpf von Staub, Eintagsfliege von Mensch, wie dürftest du es wagen, dich zur Sonne erheben zu wollen? Tiefsinnigeres ward nie ersonnen als der Mythus von dem Höllensturz der himmelstürmenden Titanen . . . .

Beugnot gesteht, er habe gegen Frau Roland ein abgünstiges Vorurtheil gehegt, bevor er sie in der Conciergerie kennen lernte. Die Gefangenen durften nämlich während ihrer täglichen Spaziergänge in dem Hofraum ganz unbelästigt mit einander verkehren und bei schlechtem Wetter vertrat der große Korridor die Stelle des Hofraums. Die Frauen und Mädchen hielten auch innerhalb der Gefängnißmauern die Herrschaft des guten Tons und der Mode aufrecht, soweit nur immer ihre Mittel reichten. Sie erschienen Morgens im frischesten Negligée, Mittags im Gesellschaftsanzug, Abends im

reizenden Deshabillé. Die Herren putzten sich ebenfalls nach Möglichkeit heraus und machten den Damen nach allen Regeln der Courtoisie den Hof. Der Korridor und der Hofraum des düsteren Gefängnisses summten tagtäglich von echtfranzösischer Causerie und Galanterie, man sah da Büschel von Witzraketen steigen und hörte ganze Feuerwerke von pariser Esprit zischen und prasseln. Beugnot sagt ausdrücklich: „Ich bin überzeugt, daß zu dieser Zeit keine Promenade von Paris eine solche Vereinigung von elegant gekleideten Frauen aufzuweisen hatte, wie der Hof der Conciergerie sie zur Mittagszeit aufwies. Er glich einem blühenden Blumenbeet, aber einem Blumenbeet mit eisernem Staket."

VI.

Unser Gewährsmann kam von seiner Voreingenommenheit gegen Frau Roland bald zurück. Ihre Haltung war ebenso edel wie anmuthig, ihre Sprache von außerordentlicher Reinheit, Grazie und Eleganz, ihre Ausdrucksweise entsprach vollständig der Hoheit ihrer Gedanken. Der Begeisterung für das Ideal und dem republikanischen Glaubensbekenntniß blieb sie treu ohne Wanken und Schranken. Weich wurde sie nur, wenn sie von ihrem Mann und ihrer Tochter sprach; dann füllten Thränen ihre schönen Augen. Die Macht über Menschen, welche dieser außerordentlichen Frau eigen, verblieb ihr noch in der Tiefe des Kerkers. Die von ihr bewohnte Zelle war ein Eden des Friedens inmitten

dieser Gefängnißhölle. Selbst dem Auswurfe des weiblichen Geschlechts, von welchem Auswurf ebenfalls hinlänglich viele Exemplare in der Conciergerie vorhanden waren, sogar Straßendirnen und Taschendiebinnen zwang Manon Roland Hochachtung ab, und zwar durch ihre bloße Erscheinung, durch ein tröstendes Wort oder einen strafenden Blick. Wenn sie im Hofraum erschien, sahen diese Elenden zu ihr empor wie zu einer Schutzgottheit, während sie dagegen die gleichzeitig in der Conciergerie der Guillotine entgegenharrende Dubarry, Ludwigs des Fünfzehnten letzte Haupt- und Staatsmaitresse, völlig und sehr grobschlächtig als Ihresgleichen behandelten, obgleich das Schandweib die vornehmste Miene aufsetzte.

Beugnot sah die Pythonissa der Gironde auch an dem Tage, wo sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollte. Sie stand an dem Gitter, welches den Korridor abschloß, wartend, bis der Greffier ihren Namen rief. Mit Sorgfalt gekleidet, trug sie ein weißes Musselinkleid, das mit Spitzen besetzt und durch einen Gürtel von schwarzem Sammet zusammengehalten war, dazu einen Hut von einfacher Eleganz, unter welchem hervor ihre schönen Haare auf die Schultern herabfielen. Ihr Gesicht zeigte eine reizende Belebtheit und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der einen Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, die andere überließ sie einer Schar von Frauen, welche sich herbeidrängten, dieselbe zu drücken und zu küssen. Viele schluchzten laut. Manon selber behielt ihre Fassung und sprach zu ihren Schicksalsgefährtinnen voll Güte und Milde, sie zum Frieden, zur Geduld, zur Hoffnung, zu allen den Tugenden ermahnend, deren Uebung dem Mißgeschicke

ziemt. Beugnot näherte sich ihr, um einen Gruß zu bestellen, welchen ihm sein Mitzelleninsasse Clavières, der zugleich mit Roland Minister gewesen war, an sie aufgetragen hatte. Sie hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Ihr Name wurde gerufen und weinend öffnete ihr der alte Schließer Fontenay das Gitter. Im Hinaustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Adieu, mein Herr. Wir haben uns oft gezankt; es ist Zeit, daß wir Frieden machen." Als sie aber sah, daß er nur mit Mühe seine Thränen verhielt, hob sie ihre Augen empor, sprach nur noch nachdrucksam das Wort „Muth!" und verschwand. Kurz zuvor hatte sie eines Tages zu Beugnot gesagt: „Die Gleichgültigkeit und Kälte, womit die Franzosen den Terrorismus sich gefallen lassen, setzt mich in Erstaunen. Wäre ich frei und man schleppte meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen und bin überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird." Das war die Rede einer Prophetin. Roland hatte nach der Aechtung der Girondisten in der Nähe von Rouen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Kaum aber hatte er den Tod seiner Frau erfahren, als er, ohne ein Wort zu sagen, sein Asyl verließ und die Nacht hindurch ziellos fortwanderte. Bei Tagesanbruch zog er sein Stilet, stemmte den Griff desselben gegen den Stamm eines Apfelbaums am Wege und durchbohrte sich das Herz. Er wollte, wie ein Zettel, den er bei sich trug, besagte, „nachdem er vernommen, daß, und wie seine Frau gestorben, keine Stunde länger auf dieser mit Verbrechen besudelten Erde weilen." Wer wird bei solchem Todesernst der Empfindung und Leidenschaft, welcher die Revolutionstra-

gödie durchzieht, fürder noch die Schamlosigkeit haben, hofhistoriographisch von dem „hohlen Pathos" dieses Trauerspiels zu faseln?

Clavières ist seinem Kollegen, Parteigenossen und Freund Roland bald nachgestorben, nicht auf dem Schafot, sondern ebenfalls durch eigene Hand. Er sollte vor dem Tribunal erscheinen und seine Anklageakte war ihm zugestellt worden. Das Lügensammelsurium derselben empörte ihn dermaßen, daß ein unwiderstehlicher Welt- und Menschenekel ihn erfaßte. Mitten in der Nacht wurde Beugnot durch den Ausruf Lamourette's aufgeweckt: „Clavières, Unglücklicher, was haben Sie gethan?" und vernahm zweierlei schreckliches Geräusch: das Röcheln eines Sterbenden und das Getropfe seines Blutes auf dem Boden. Alle Bewohner der Zelle fuhren von ihrem Lager empor; sie vermochten indeß keine Hülfe zu schaffen. Nach einer halben Stunde war Clavières todt, aber das Blut aus seiner Todeswunde tropfte noch immer auf den Boden.

Nur von einem seiner Mitgefangenen weiß Beugnot zu melden, daß er muthlos, ja geradezu feige gewesen. Es war der Duc du Châtelet. Als dieser Grandseigneur eines Tages auf dem Hofe laut jammerte, weinte und winselte, mußte er von einer Gefangenen, von der Demoiselle Eglé — die „Demoiselle" war freilich etwas brüchig — die Abkanzelung hinnehmen: „Pfui doch! Was, Sie flennen? Erfahren Sie denn, Herr Herzog, daß Solche, welche keinen Namen haben, hier einen erwerben können, und Solche, welche einen haben, denselben mit Ehren tragen müssen."

Ganz anders als der Herr Herzog benahm sich der Kouventsdeputirte Cussy. Er war, mit den Girondisten

geächtet, verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden. Um ihn auf's Schaffot zu schicken, bedurfte es für ihn, als einen Geächteten, nicht erst noch einer gerichtlichen Prozedur. Da er aber überzeugt war, nur ganz zufällig auf die Liste der Vogelfreien gesetzt worden zu sein, so machte er das in einer Eingabe an den Konvent bemerklich und ersuchte die Versammlung, die Zurücknahme des Aechtungsdekrets zu vermitteln. Der Konvent verwarf das Gesuch wider alles Erwarten. Am folgenden Tage wurde der Moniteur zur gewohnten Stunde in das Gefängniß gebracht und das für Beugnots Zelle bestimmte Exemplar fiel Cussy in die Hände, der ebenfalls dort saß. Er las seinen Mitgefangenen den Bericht über die gestrige Konventssitzung vor, worin auch der Verwerfung seines Gesuches erwähnt war. Das war für den Unglücklichen ein Beilschlag. Aber ohne zu stocken, ohne die Stimme zu ändern, las er das Referat zu Ende.

„So, da wüßt' ich ja, was mir morgen passirt," sagte er dann ruhig. „Ich habe aber doch noch Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen."

Seine Mitgefangenen umdrängten ihn theilnahmsvoll. Er drückte ihnen der Reihe nach die Hände und sagte:

„Liebe Freunde, ihr tröstet mich in meinen letzten Stunden. Das ist ja wie beim Tode des Sokrates; nur ist es uns leider nicht gestattet, uns philosophisch mitsammen zu unterhalten, bis der Schierlingsbecher kommt."

Kaum hatte er so gesprochen, als der Schließer eintrat, um den muthigen Mann in die Vorhalle des Todes hinabzuholen.

VII.

Auch an Romantik in des Wortes verwegenſter Bedeutung hat es in der Conciergerie nicht gefehlt, wie nachſtehende Novelle zeigen mag. Vier Gefangene, der General la Marlière, der Konventsdeputirte Bunel, Beugnot und ein Oberſt, welcher als Adjutant des Grafen d'Eſtaing den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner mitgemacht hatte, pflegten ſich Abends bei dem zweiten der Genannten zu einer Whiſtpartie zu vereinigen. Der arme Bailly, der Präſident der Nationalverſammlung von 1789 glorreichen Andenkens, fand ſich ebenfalls regelmäßig ein, zur Stunde, wo das Whiſt einer ernſteren Unterhaltung Platz gemacht hatte. Dieſe Unterhaltung drehte ſich gewöhnlich um philoſophiſche Fragen, um metaphyſiſche Probleme und ſchwindelte ſich demnach folgerichtig mehr und mehr in das Gebiet des Myſticismus hinauf. Der Oberſt gab ſich als einen Hauptmyſtiker. Er behauptete, die Schranken des „Möglichen" wären nur durch die Unwiſſenheit der Menſchen ſo enggezogen. Seit Pythagoras und Ariſtoteles hätten ſich dieſe Schranken ſchon ſehr beträchtlich erweitert und die Zukunft würde dieſelben unendlich weiter hinausrücken. Das Chriſtenthum klagte er geradezu an, den Aufſchwung der Geiſter gebrochen zu haben, und lobte daher die Schläge, welche die Revolution gegen daſſelbe führte. Seine Religion war der Pantheismus und er glaubte, daß es eine unzählbare Anzahl beſeelter Weſen gäbe, welche für unſere Sinne nicht wahrnehmbar wären; ſowie, daß der Menſch noch weit von der Stelle entfernt ſei, welche er im Weltganzen einnehmen ſollte und könnte. Bunel, wel-

cher lange in Indien gelebt und den Brahmanismus studirt hatte, stimmte diesen Ansichten bei. Der General la Marlière dagegen hielt standhaft an den Lehren seines Meisters Voltaire fest. Er meinte demnach, es gebe nichts Ungewisseres als das, was man in diesem oder jenem Jahrhundert die Wahrheit zu nennen beliebe; er glaubte, daß die Ideen der Menschheit in jeder Epoche eine andere Form annähmen, aber ihrem Wesen nach in einem Cirkel sich bewegten, über welchen sie niemals hinaus könnten.

„Ich will ein Beispiel aufstellen," fügte er hinzu, „Unlängst hat der Bischof von Paris (Gobel) in offener Konventssitzung seine Religion unter großem Beifall abgeschworen. Nun wohl, wir sind dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahe und es ist sehr unwahrscheinlich, daß Einer von uns das neunzehnte erleben wird. Aber ich prophezeie, das neunzehnte wird nicht zu Ende gehen, ohne daß die Franzosen mitansehen werden, wie Prozessionen von Mönchen die Straßen von Paris durchziehen." (Das war sehr richtig weis- und wahrgesagt! Schon die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts brachten, wie Jedermann weiß, die Erfüllung.) Bailly seinerseits vertheidigte eifrig den Glauben an eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. „Der gegenwärtig wüthende Sturm," sagte er, „beweist nichts dagegen. Im Gegentheil! Denn er weht wohl viele Blätter von den Bäumen, entwurzelt viele Bäume, aber er fegt auch eine Masse alten Unflats fort und der gereinigte Boden kann edle, bislang unbekannte Früchte zeitigen."

Eines Abends, als das Gespräch um den Magnetismus, Somnambulismus und dergleichen mystische

Dinge mehr ſich gedreht hatte, ſagte der General zuletzt zu dem Oberſt:

„Sie glauben alſo an Mesmer, Caglioſtro und tutti quanti?“

„Gewiß,“ erwiderte der Gefragte kaltblütig.

„Ei, ich wäre doch ſehr begierig, vor meinem Tode einmal die Darſtellung einer Scene von Hellſichtigkeit (une représentation d'une scène voyante) mitanzuſehen.“

„Das macht ſich an dem Orte, wo wir uns befinden, nicht ſo leicht; indeſſen will ich thun, was ich kann.“

Der Oberſt hielt ſein Verſprechen und wußte ſich nach und nach den nöthigen Apparat zu verſchaffen. Eine Hellſeherin aufzutreiben und in die Conciergerie einzuſchmuggeln gelang nicht, aber man konnte dieſelbe im Nothfall durch einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren erſetzen; nur durfte derſelbe nicht im Zeichen des Bogenſchützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und mußte von zweifelloſer Unſchuld ſein. Ein ſolcher Knabe ward in dem Sohn eines der Schließer entdeckt und der Oberſt richtete die Zelle Bunels zu dem ſomnambuliſtiſchen Experimente her. Alles iſt und wird à la Caglioſtro gemacht und der Knabe (die ſogenannte „Waiſe“) kniet vor der mit Waſſer gefüllten Glaskugel.

„General,“ ſagt der Oberſt in ſeiner Rolle als Beſchwörer, „geben Sie in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Thatſache an, welche Sie kennen zu lernen verlangen.“

„Den Urtheilsſpruch, welcher mich erwartet.“

„General, wählen Sie einen andern Gegenſtand;

ich wäre in Verzweiflung, wenn die Antwort schlimm lautete."

„Ich bestehe darauf und gebe Ihnen die Versicherung, daß die Antwort, laute sie so oder so, mich durchaus nicht erschrecken wird."

„Dann wollen wir auf die Beschwörung verzichten und an unsere Whistpartie gehen."

„Was, Sie bekennen sich geschlagen, bevor Sie begonnen haben? Ich wußte wohl, daß das Alles nur eine Kinderei sei."

„Sie wollen es also schlechterdings, General? Nun wohl, ich beginne."

Nach einer halben Stunde eifriger magnetischer Manipulationen von Seiten des Beschwörers war dieser und war der Knabe über und über mit Schweiß bedeckt, während die drei Zuschauer ihrerseits eine unerträgliche Beklemmung empfanden. Endlich gerieth das Wasser in der Glaskugel in sichtbare Bewegung und der Knabe rief aus:

„Ich sehe!"

„Was?"

„Zwei Männer, die sich raufen."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Wer sind sie?"

„Ach, Gott! Ein Nationalgardist und ein Offizier mit einem Generalshut."

„Welcher ist der Stärkere?"

„Oh, mein Gott! Der Nationalgardist wirft den Offizier zu Boden und schlägt ihm den Kopf ab."

Dies gesagt, fiel der Knabe ohnmächtig zu Boden. Bunel und Beugnot waren bestürzt, la Marlière zitterte am ganzen Leibe. Die beiden Ersteren bemühten sich, dem Letzteren einzureden, es sei doch wohl zwischen dem Urtheilsspruch, der ihm bevorstand, und dem Kampfe zwischen einem Nationalgardisten und einem Offizier kein Zusammenhang denkbar. Der General blieb still und seine beiden Mitzuschauer bereuten es bitter, dieser Beschwörungsscene angewohnt zu haben. Dieselbe fand am 20. Dezember 1793 statt. Am Abend des 21. kam dem General die Vorladung vor das Tribunal zu, am 23. wurde er verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet. Samson aber that an diesem Tage seinen schrecklichen Dienst in der Uniform eines Grenadiers der Nationalgarde. . . . . Beugnot versichert hoch und heilig, daß der Oberst durch und durch ein Mann von Ehre gewesen, dem gar nicht zuzutrauen, daß er einen frevelhaften Spaß gemacht hätte, demzufolge die ganze Beschwörungsscene nur eine zwischen ihm und der „Waise" verabredete Mystifikation gewesen wäre. Von der Glaubwürdigkeit dieser Versicherung mag Jeder halten, was er mag. Ich meinerseits will mit dieser Novelle nur bewiesen haben, daß gerade zur Zeit, als der Atheismus auf den Straßen und in den Kirchen von Paris seine skandalvollen Orgien feierte, in den Gefängnissen die Mystik spektakelte. Die traurige Komödie der Weltgeschichte bewegt sich ja überall und allzeit in grellen Gegensätzen vorwärts oder — im Kreise herum.

Julius Mosen.

Ein Todtenopfer.

An einem trüben Herbstmorgen wurde mir der schwarz umränderte Brief gebracht, welcher mich benachrichtigte, daß mein hochbegabter und hochgesinnter Freund Julius Mosen am 10. October 1867 zu Oldenburg befreit worden sei.

Befreit! Aus der schweren, vieljährigen Schmerzenshaft furchtbarer Leiden befreit!

Darum ist auch, wie sehr ich das Leid der hinterlassenen treuen Gattin, der hinterlassenen trefflichen Söhne mitfühlte, mein erster Gedanke gewesen: Dank dir, oh Befreier Zeus!

Vor Jahren, 1856, hatten mich literarhistorische Pflichten darauf geführt, die Werke Mosens wieder einmal im Zusammenhange zu lesen und ich ward überrascht von der Fülle des Tüchtigen, Schönen und Großen in diesen Dichtungen. Wie kommt es denn, frug ich mich, daß die Leistungen dieses echten Dichters, dieses liebenswürdigen Menschen und edelsinnigen Patrioten verhältnißmäßig so wenig gekannt, gewürdigt und anerkannt sind? Die Antwort war leicht gefunden: — Mosen hat nie auf die Bedürfnisse des literarischen Trödelmarktes spekulirt und hat nie einer der gegenseitigen Lobassekuranzgesellschaften angehört, welche auf diesem Markte die Preise machen.

Ich war damals noch jung und thöricht genug, über die kleinen Narretheien in dem großen Narrenspiel des Lebens mich zu ärgern und zu erzürnen, was nicht mehr vorkommt, seit ich gelernt habe, dieses Spiel in seiner Totalität zu fassen und seinen großartigen Humor zu begreifen. Damals schrieb ich, mir Luft zu machen, einen Aufsatz über Mosen, welcher, in einer wenig verbreiteten und jetzt verschollenen Zeitschrift gedruckt, dem Dichter zu Gesichte kam und freundschaftliche Beziehungen zwischen ihm, dem ich früher persönlich ganz fern gestanden, und mir einleitete. Ich rechne diese Freundschaft zu den Gewinnsten meines Lebens.

Mosen war so freundlich, mir zu gestehen, daß meine kleine Arbeit zu der seither glücklich bewerkstelligten Gesammtausgabe seiner Werke die entscheidende Anregung gegeben habe. Darauf glaube ich mir etwas einbilden zu dürfen und deßhalb ziehe ich den Aufsatz aus der Vergessenheit hervor und lege ihn als Todtenopfer auf das Grab des Dichters.

Schönthun mit dem Unzulänglichen und Armseligen, Lieblosigkeit gegen das Tüchtige, — das ist der Charakter unserer Zeit. Ueberall den Schein dem Wesen vorzuziehen, Anempfindelei an die Stelle der Empfindung zu setzen, den innerlichst kalten Zügen die Maske einer fieberhaften Erregung vorzustecken, die Wahrheit in Hüllen zu verbergen, hinter welchen sie gar nicht mehr erkennbar wird, das Schlechte, Dumme, Feige zu bemänteln, zu vertuschen, zu entschuldigen, zu lobpreisen sogar, alle Begriffe zu verwirren, alle Grundsätze zu verlumpen, über die Gegensätze von Recht und Unrecht

Digitized by Google

den süßen Kleister der Charakterlosigkeit hinzustreichen, — diese Forderungen stellt die Gesellschaft an Alle, welche mit den sie beherrschenden Gewalten auf gutem Fuße stehen und in der Welt vorwärts kommen wollen. Das freie Wort ist geächtet, als Surrogate für den nationalen Patriotismus sind Servilismus und Denunciatenthum installirt und der Preis für edelstes Streben ist die Notirung in einem „Schwarzen Buch."

Es lebt in Deutschland ein Dichter, welcher vor vierzehn Jahren mit dem durchdringenden Blick eines Tacitus der Krankheit unserer Zeit die Diagnose gestellt und mit Lapidarschrift dieselbe aufgezeichnet hat. Er sagte: „Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich so zu dem Geiste seiner Nation verhält, wie der menschliche Leib zu der Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird. In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder einzelne auf den Standpuukt des Egoismus versetzt. Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein den Menschen aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm nichts als der gemeine sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele stehlen lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung

von selbst verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei. Jede Tugend wird da zum Schein und zum Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verleumdung, Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit schamlos an das Licht. Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaft charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich, als nächstfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit schlingt."

Das ist die Sprache einer so unerbittlichen Wahrheit, daß es sich leicht begreift, wie der Mann, welcher sie führte, in dem Gedränge des literarischen Marktes eine Weile mit Befremdung angeschaut und dann als ein wunderlicher Kauz, welcher weiter keine Beachtung verdiene, bei Seite geschoben werden konnte. Er stimmte nicht mit ein in die Losungen der Kliken und Kameradschaften, er machte den Fasching der Tagesmoden nicht mit, er hatte den Stolz, seinen eigenen Weg gehen zu wollen .... weg mit ihm! Man braucht auch in der Literatur keine Männer, keine Charaktere, ei bewahre! Man braucht nur Halunken, Hanswurste und Hofräthe. Aus der Idee des Vaterlandes, aus dem Gedanken der Freiheit und Menschenwürde seine Inspiration schöpfen zu wollen, wie dnnm! Am „Felsen der Kirche" quillt unserem großen Backfischleibtroubadour zufolge der einzig wahre „Brunnen" der Poesie und die Atmosphäre allerhöchster Vorzimmer vermag einzig und allein „fühlsamlichste Liederküchlein" auszubrüten. Die Literatur ist Humbug — wohl dem also, der sie in irgend einer Barnumsmaske auszubeuten versteht.

Man tadle uns nicht, daß wir bitter werden über Verkehrtheiten, welche unserem Lande zur Schmach gereichen. Oder ist es etwa nicht schmachvoll, wenn die offenkundigste Gedankenarmuth, das impotenteste Gesüßel, die sinnloseste Mittelalterlichkeit in unserer Zeit gierig verlangt und verschlungen wird, während das wenige Edle und Männliche, was sie im Bereiche der Poesie hervorgebracht, mißachtet und vergessen im Winkel liegt? Was soll man von der Einsicht, von dem Geschmack, von dem Gewissen einer Generation sagen, welche die armseligen Revenants des Fouquéthums, die Poeten von Aberwitzes Gnaden auf den Thron hebt, während sie einen Dichter von Gottes Gnaden weder kennen noch verstehen will.

Wir reden von Julius Mosen. Unsere Absicht im Folgenden ist nicht, eine erschöpfende Charakteristik seiner Werke zu geben, sondern nur die, wieder an seine Schöpfungen zu erinnern, welche unseres Erachtens neben denen Lenau's und Heine's zu den bedeutendsten Hervorbringungen der neuesten Periode der deutschen Literatur gehören.

Mosen hat sich vielseitig dichterisch geäußert: er ist als Lyriker, Epiker, Tragöde, Novellist und Romandichter aufgetreten; nicht in allen diesen Gebieten mit gleichem Erfolg, aber überall mit höchst achtungswerthem Streben. Was ihm vor allem als auszeichnendes Merkmal eigen, ist der männliche Ernst. Ihm war der göttliche Funke der Poesie immer das keusche Vestafeuer, welches vor der Berührung durch Gemeines sorgsam bewahrt werden müsse. Arm und freudlos hat er in seiner Jugend mit jeder Noth des Lebens gerungen. Er fühlte die Leiden des Volkes, denn er

hat sie redlich mitgelebt. Nicht auf dem Lotterbett des Glückes ist er groß gewachsen, sondern unter dem Druck der Armuth eines ärmsten deutschen Landes. Sein Genius reifte nicht in der Treibhauswärme günstiger Verhältnisse, sondern in der herben Luft der Widerwärtigkeit. Die hat denn auch die ungemeine sittliche Kraft in ihm entwickelt, womit er an die Probleme seines Dichtens herangetreten. Da ist überall keine Trödelei, kein Kokettiren, kein Spielen, sondern überall der strenge, oft harte Ausdruck einer markigen Männlichkeit, die sich die Fragen der Zeit mit kräftigen Gedankenschlägen zurechthämmert. Man vergegenwärtige sich einmal die flache Erbärmlichkeit, das fromme Gewinsel, die bedientenhafte Schmiegsamkeit unserer Buchbinderpoesie und halte dagegen diese Mosen'sche Strophen:

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten,
Scheu' nicht die Drachenbrut auf schmalem Weg!
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren, —
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren, —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand,
Leh'r frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz an deine Seele klammern —
Treu bis zum Tod!

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?

Er heischt ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht gold'ne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus,
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unter's Haupt dir mit den Händen greifen
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz!

Dieselbe Energie pulsirt in Dutzenden von Mosens Liedern. Seltsamer Weise wurde er fast gar nie genannt, wenn von den sogenannten politischen Lyrikern die Rede war, und doch enthält die Sammlung seiner Gedichte eine Menge solcher, die zu den Perlen der patriotischen Lyrik gehören. Es ist darin nicht die orientalische Bilderschwelgerei der Grün'schen, nicht der abstrakte Republikanismus der Herwegh'schen Freiheitsmuse, aber dagegen wärmstes Vaterlandsgefühl, Schmerz, Zorn und Liebe in herzinnig einfachem Ausdruck. Wir wüßten nicht, daß die patriotische und freiheitliche Stimmung, wie sie die deutsche Jugend der 30ger Jahre so vortheilhaft vor der verdumpften, phantasielosen, liebeleeren und plattegoistischen der Gegenwart auszeichnete, irgendwo edler und ergreifender fixirt wäre als in Mosens Liedern. Er hat auch zu seinen Romanzen mit Vorliebe patriotische Stoffe gewählt. Die Form dieser Gedichte ist ebenfalls höchst einfach, fast skizzenhaft — man sehe „Andreas Hofer" und „der Trompeter an der Katzbach" — dem Dichter ist alles übrige Beiwerk zuwieder und es liegt ihm nur daran, Stimmung und Gedanken möglichst klar vortreten zu lassen. Voller

fließt ihm der Strom der Rede nur, wo er es auf populäre Wirkung abgesehen hat, wie in dem Liede „die letzten Zehn vom vierten Regiment," welches seiner Zeit so außerordentlich volksthümlich war. Man würde jedoch fehlgehen, wenn man glaubte, Mosen verstände es nicht, den knappen harschen Ton seiner Lyrik bei Gelegenheit zu variiren. In seiner schönen Romanze „der Wasserneck" prägt sich die phantastisch zarte und zugleich wieder koboldisch neckische Natur des deutschen Volksmärchens auch sprachlich ganz allerliebst aus.

Sofern die Lyrik Aeußerung der reinen Subjektivität ist, dürften sich unter Mosens Gedichten wenig lyrische finden. Mosen bedarf der Anregung von außen, seine Lieder sind Gelegenheitsgedichte im bekannten Göthe'schen Sinn, aber er legt in die äußerlichen Anregungen die ganze drangvolle Kraft seiner Innerlichkeit. Wenn er verlangt:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke . . . .

so erfüllt er selber vollauf dieses Gesetz. Er vermochte nie und nirgends zu jener Genialität sich zu erheben, welche mit den heiligsten Problemen der Nation und der Menschheit Jonglerie treibt und mit unsern bittersten Schmerzen, wie mit unsern liebsten Hoffnungen, Fangball spielt, zum Ergötzen eines feigen und urtheilslosen Publikums. Die Kunst war ihm ein Heiligthum und nur reine Opfer hat er in demselben dargebracht. Sein Talent ist weder ein leichtblütiges noch ein leichtbewegliches, sondern vielmehr spröde, brüchig, hartschalig. Aber hinter der spröden Umschalung seiner Poesie koncentrirt sich ein stetig brennendes, lavaheißes Feuer, das oft plötzlich die harte Hülle sprengt und in prächtigem Geloder himmelan loht. Oder auch: Mosens Poesie

iſt eine Aloë, wie ſeine Liebe, von der er in ſeinem ſchönſten Liebeslied geſungen:

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in ſich befangeu,
Doch thut es plötzlich mir ſo weh,
Seine Ruhe iſt vergangen.

Nicht du haſt ihm ſo weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Raſt,
Die Bruſt wird ihm zu enge;
Mir iſt, als wenn in Glut und Haſt
Es ſelber ſich zerſprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke
Und hochauf rauſcht der Blüthenbaum,
Es ſpringt entzwei die Decke.

Er ſtreckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zerſplittern,
Und ſchon ſeh' ich mit ſüßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch?
Es muß in dieſen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in ſich zuſammen.

Daran iſt ſchnld dein ſüßer Kuß
Der ſchnelle zündende Funken,
Daran iſt ſchuld dein ſüßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken . . . .

Auf den Blättern von Mosens Novellenbuch: „Bilder im Mooſe," liegt ein zarter lyriſcher Schmelz und Duft. Ein liebenswürdiger Optimismus hat darin ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen, aus welcher hervor ein ſinniges Dichterauge in die Welt hineinblickt. Warum gefällt uns die Romantik, in welcher ſich Moſen hier ergeht? Weil ſie harmlos weint und lacht wie ein ſchönes Kind. Und es iſt Reichthum und Wechſel genug da. Wie zwanglos ergeht ſich in der Novelle die „blaue Blume" die deutſche Phantaſie in kühnſten Kombinationen, wie klopft in der Novelle „Heimweh" das arme deutſche Herz! Eine umfaſſendere Kompoſition von ernſterer Intention in ſittlicher und künſtleriſcher Hinſicht iſt Moſens hiſtoriſcher Roman „der Kongreß von Verona". Aber der glatte Boden einer Diplomatie welche es ſich zur Aufgabe machte, alle die Hoffnungen, zu welchen ungeheure Leiden und Opfer die Völker berechtigt hatten, mit ſchnödeſtem Undank zu vernichten, war nicht der Platz, auf welchem ein Dichter wie Moſen mit Erfolg ſich bewegen konnte. Das kann nur ein Satiriker, welcher das Höllenfeuer des Spottes der Dummheit und Schlechtigkeit bis in's innerſte Mark zu ſchleudern verſteht. Etwas jedoch iſt an dieſem Roman höchlich zu loben, das außerordentliche Talent, womit Moſen die nationalen Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede in ſeinen Charakteren zur Anſchauung bringt. Der deutſche Burſchenſchafter Arnold, der Neugriechе Achilleus, der franzöſiſche Journaliſt Jouy, der Spanier Malavilla und ſeine Tochter Francesca, ſie alle ſind lebenswahrſte Repräſentanten ihrer Nationalitäten. In dieſem Buche ſteht auch die oben citirte taciteiſche Stelle, ein Verdikt über die moderne Staatsraiſon,

wie es gerechter und schärfer zugleich kaum jemals abgegeben worden.

Die schwerwiegendsten dichterischen Gaben Mosens sind ohne Frage seine beiden epischen Versuche „Ritter Wahn" und „Ahaswer". Man hat sie kaum neugierig angesehen und dann in die Raritätenkammer der Literaturgeschichte geworfen, während Faseleien eine Auflage nach der andern erleben. Freilich, Mosen verlangt, daß seine Leser denken, und das in einer Zeit, wo neue Mariendogmen publicirt werden, wo das Denken, wenn es nicht geradezu eine Sünde ist, doch jedenfalls nur eine sehr stille Tugend sein darf, — in einer Zeit, wo die Poesie, wenn sie gefallen soll, ein Syrupnapf sein muß, welcher nicht in den entferntesten Verdacht kommen kann, auch nur den hundertsten Theil eines Gedankens zu enthalten. Da konnten freilich Mosens epische Dichtungen nicht aufkommen. Denn beide behandeln in einer strengen, fast herben Form gedankenschwere Stoffe. Der eine derselben ist in Italien aufgelesen, der andere stammt aus Judäa, aber beide sind wie dazu geschaffen, von einem deutschen Dichtergeist ergriffen und gestaltet zu werden. Es sind psychologische Probleme, in nahester Verwandtschaft zu dem Faustproblem stehend. Der Ritter Wahn fußt auf der altitalischen Sage vom cavaliere Senso, welche „von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergang daselbst handelt". Man muß Mosen beitreten, wenn er der Meinung ist, daß diese Sage durchaus germanischen Ursprungs und zur Zeit der großen Wanderung germanischer Völker in Italien begründet worden sei, denn sie sticht durch ihren spe-

kulativen Gehalt, durch ihre Innerlichkeit gar zu sehr ab gegen die nationalen, in Aeußerlichkeiten aufgehenden, sehr oft jedes Gehaltes baren italischen Sagenkreise. Dennoch war sie nur ein roher Marmorblock und gehörte ein Genius, wie der Mosens dazu, um aus demselben herauszubilden: —

. . . . . Solche Wundersage
Von irrer Wallfahrt, wilder Angst und Leid,
Von Todesscheu, von Himmelslust und Klage.

Der Dichter hat im Nachwort zum Ahasver das Verhältniß dieses Gedichtes zum Ritter Wahn kurz und treffend bezeichnet. Es ist ein gegensätzliches. Der Ritter Wahn bringt das Streben und Irren der nach Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringenden Menschenseele zur Anschauung, im Ahasver dagegen stellt sich die im Irdischen befangene Menschennatur, „gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte," erst in unbewußtem Trotz, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gott des Christenthums schroff gegenüber. In beiden Fällen mußte der Schluß der Dichtung eine ungelöste Dissonanz bleiben, so gut wie der Schluß der Faustdichtung; denn der ihr von Göthe angeleimte ist doch wahrhaftig weit mehr nur eine vorgespiegelte, als eine wirkliche Auflösung dieser Dissonanz.

Die moderne Poesie hat überhaupt das Geheimniß der Harmonie noch nicht berührt, geschweige enthüllt. Auch die mittelalterliche brachte es nicht dazu, was auch alberne Romantiker sagen mögen. Man betrachte nur die zwei göttlichen Komödien des Mittelalters, das Gedicht Dante's und den Parzival unseres Wolfram. In beiden ist die angebliche Versöhnung im

Grunde eine nur ganz äußerlich vollzogene und hinter ihr klafft an allen Orten und Enden der christliche Zwiespalt von Geist und Natur, Gott und Teufel. Bei Shakspeare kommen diese Gegensätze vollends erst recht zum Bewußtsein. Er ist ein so ganz wahrer Dichter, daß bei ihm von einer anempfundenen Versöhnung, von einer erschwindelten Harmonie gar keine Rede sein kann.

Die moderne Gesellschaft hat ihren positiven Pol noch nicht gefunden und es steht dahin, ob sie ihn überhaupt je finden wird. Daher schöpfen gerade die echten Dichter dieser Gesellschaft aus der Negation ihre Inspiration. Unsere großen Klassiker Göthe und Schiller suchten darüber hinwegzukommen, indem sie ein willkürliches Ideal von Grichenthum aufstellten. Allein dieser Nothbehelf konnte um so weniger lange vorhalten, als die Frage der Nationalität eine immer größere Bedeutung gewann. Gelöst muß und wird diese Frage jedenfalls werden; aber mag die Lösung so oder so ausfallen, wir möchten stark bezweifeln, ob mit dieser Lösung Versöhnung und Harmonie in die moderne Poesie kommen werde.

Die Form der beiden psychologischen Epen Mosens zeugt von außerordentlichem Takt. Er hat die mangelhafte Terzine gewählt, deren erste und dritte Zeile, durch den Reim verbunden, energisch vorwärts strebten, während die stumme Mittelzeile den raschen Gang der Diktion hemmt und so auch der Form das Gepräge des Unbefriedigtseins verleiht, den Charakter eines rastlosen und doch nahe dem Ziele immer wieder in sich zusammenbrechenden Strebens. Ritter Wahn ist als Kunstwerk geschlossener und gerundeter als Ahas-

ver: dort biegt der Mythus sich in sich selbst zurück, hier thut die Geschichte eine unermeßliche Fernsicht auf.

Der Ahasver ist ein weltgeschichtliches Drama episch-lyrischer Gestalt. Die dramatische Unruhe läßt ein episches Behagen nicht aufkommen. Die Eindrücke überstürzen sich und wir werden von einer Scene ruhelos in die andere fortgerissen. Aber die einzelnen Scenen sind ungemein groß gedacht und mit genialer Freskomalerei ausgeführt. Wir wollen auf einige derselben hindeuten. Vielleicht bringen wir damit den Einen oder Anderen dazu, das mächtige Ganze aus dem Staube der ungerechten Vergessenheit aufzuheben und mit Dank gegen seinen Schöpfer zu genießen . . . . Im 1. Gesang der „ersten Frist" wird von Gott und der Natur so gesungen: —

Es rauscht der Webestuhl der Weltgeschichte,
Die Weberin Natur wirkt sonder Rast,
Vor Gott wird immer ihr Geweb' zu nichte.

Als sie in unermeßlichem Entzücken
Zum ersten Mal erhob ihr Angesicht,
Sah sie auf sich ein Sonnenauge blicken.

Von Gottes Armen fühlt sie sich umschlungen
Und ganz durchzückt von heißem Feuerkuß,
Von seiner Liebe ganz und gar durchdrungen.

Sprach Gott: Du sollst an meiner Brust vergehen!
Sprach seine Braut: Oh, laß in deiner Glut
Mich nicht verhauchen, mich nicht ganz verwehen!

Da mochte Gott mit seinen Feuerarmen
Die Zitternde zerdrücken an der Brust;
In seinen Augen sah sie kein Erbarmen.

Und sie entfloh, zerfloß in Luft und Wasser, —
Da droht ihr Gott, da schrie sie auf vor Schreck, —
Zu Stein erstarrend vor dem strengen Hasser.

Gott rührt sie an, da fängt sie an zu träumen
In Blumen und Gewächsen aller Art
Und hochaufrauschend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt sie an, auffährt sie vielgestaltig,
Im Fische stumm, im Vogel mit Gesang,
In allerlei Geschöpfen tausendfaltig.

Wie möcht' er die Geliebte wirklich hassen?
Er drückt sie wieder schmerzlich an die Brust,
Bis zur Vernichtung muß er sie umfassen.

Doch wie er sie so heftig hielt umfangen,
Sind aus so schrecklichen Umarmungen
Die Geister, die Dämonen vorgegangen.

Die Einen stürzten stammelnd vor Entzücken
Zu ihrem Gott, auf ewig mit ihm eins,
Die Andern standen, ohne sich zu bücken;

Die Andern, die in ihres Geistes Schachten
Von Freiheit und in ihr von eigner Kraft
Die unermeßliche Entdeckung machten.

Und Engel nennt man, die als Stralen wallen
Um ihre Sonne, den allmächt'gen Gott,
Die andern aber sind von Gott gefallen.

Dämonen, Götter nannten sich die andern,
Die durch der Weltgeschichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell in Flammen wandern.

In dieser energischen Weise verfolgt der Dichter das Weltgeheimniß in der Reihe seiner Offenbarungen in der Weltgeschichte. Der Kampf des Menschen, dessen Typus Ahasver, mit dem Gott, als dessen Vertreter Christus in das Gedicht eingreift, ist das große Thema, welches Mosen durchführt. Da hat er denn Gelegenheit, die gewaltigsten Erscheinungen der Welthistorie zu malen: den Untergang des Judenthums durch das

Römerthum, den Sieg des Christenthums über Rom das —

. . . . . über alle Welt hielt seine Wache
Und über alle Nationen hin
Lag es gestreckt, ein giftgeschwollner Drache — —

ferner die Völkerwanderung, endlich Ursprung und Emporkommen des Islam. Der 4., 5., 6. und 7. Gesang der ersten Frist giebt die Schilderung der Belagerung und Eroberung Jerusalems durch Titus. Hier schwillt jede Ader der Geschichte von poetischem Saft. Man lese zuerst des Josephus allbekannte Erzählung von dem furchtbar tragischen Ereigniß und dann diese Gesänge, den Schlußakt einer kolossalen Tragödie, dem an erschütternder Gewalt die Poesie aller Zeit sicherlich nur Weniges an die Seite zu setzen hat. Im 2. Gesang der dritten Frist läßt der Tod den Ahasver eine Seelenschau halten. Da erhebt sich Mosen zur Größe der Visionen Dante's. Da ziehen vorüber: —

Grausame Könige, umdrängt von Scharen,
Die ihnen gräulich drohten, die durch sie
Im Kerker oder sonst gequälet waren;

Die ungerechten Richter, engumwunden
Von Schlangen und von Flüchen ihrer Schuld
Vorbeigehetzt wie von ergrimmten Hunden.

Die Reichen aber, die sich vollgefressen
Von Gold und Koth, wie Kröten müssen sie
Sich tief und schwer vorüber mühsam pressen.

Die Höflinge und Schranzen fliehen stöhnend,
Denn jeden jagt mit wildem Angstgeschrei
Sein Doppelgänger, sich und ihn verhöhnend.

Die Pfaffen, die voll Trug die Welt belogen,
Verbrennen lichterloh, ihr Herz ein Docht,
Der heimlich ſich voll Fett und Oel geſogen.

Verräther und Meineidige, o gräulich!
Als Ungeziefer nagen ſie ſich auf; —
Die Wolke quirlt vorbei im Hui abſcheulich.

All dies Geſindel muß ſich ſo zermalmen
In ſeinem Nichts, unſterblich iſt es nicht;
So muß es wieder ſich zu Stoff zerqualmen:

So daß von ſelbſt ſich jede Seele richtet,
Daß, wehe, oft ein dumpfes, ſtumpfes Volk,
So in ſich ſelbſt verfault und ſich vernichtet!

Doch And're werden auch vom Tod geleitet
Vorbei an Ahasver, auf deren Bahn
Iſt Sonnenlicht im weißen Glauz gebreitet.

Das ſind die Seelen, die durch Opferungen,
Mit Blut und Thränen und mit Angſt und Schweiß
Die Freiheit und in ihr ſich ſelbſt errungen;

Die Helden, die für's Vaterland geſtritten,
Die ſchönen, jungen Helden, und zugleich,
Die für die Wahrheit Noth und Tod gelitten;

Die arme Wittwe, die der Welt verborgen,
Verlaſſen wie ſie war, die Kindlein all
Erzogen hat mit ungezählten Sorgen;

Jungfrauen auch mit ſtralendem Geſichte,
Verklärt durch Liebe oder auch durch Schmerz,
Mit wehendem Gewand im Frühlingslichte . . . . .

Außerordentlich ſchön in ihrer geharniſchten Kraft ſind weiterhin die Geſänge (4—5 der 3. Friſt), welche das Erwachen und das erobernde Anſtürmen des Mohammedanismus ſchildern. Da iſt Alles Feuer und Flamme. Man vernimmt den wilden Trompetenſchall

der neuen Religion, man sieht die glaubenstrunkenen Reitergeschwader durch den arabischen Sand stäuben, man hört ihren jauchzenden Schlachtruf und erblickt über dem wüthenden Kampfgewoge die Houris schweben, wie sie die Allahstreiter zu den Wonnen des Paradieses emporwinken. Und man glaube nicht, der Dichter verstehe bloß durch das Motiv des Erhabenen und Furchtbaren zu wirken. Zwar sagt er selbst in seinem Gedicht:

Gleichförmig wie der Guß von Katarakten
Roll' hin, o Lied, der Sänger ist zu schwach,
Zu widerstehen deinen Riesentakten . . . .

und es ist wahr, ein gewisser hochgespannter Ton geht durch das Ganze; aber doch weiß Mosen neben der Stärke auch der Anmuth ihr Recht widerfahren zu lassen. Wie tiefergreifend ist das Bild der jungfräulichen Lea inmitten der Schrecken des belagerten Jerusalems! Wie stillmächtig die Erscheinung Christi im letzten Gesange! Aber die innigsten Seelenlaute tönen auf in der Schilderung der Wiedererweckung der Götter von Hellas durch Julian: —

Es sitzen wohl im schwarzverhangnen Sale
Verwaiste Kinder nach der Mutter Tod,
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie sitzen still bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den goldnen Wein,
Sie seh'n sich an mit bleichen Angesichtern.

Da hören sie der Mutter leise Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesschlaf
Und lebend steht sie da in ihrer Mitte.

Sie spricht: ihr Kinder, dürft nicht so erschrecken!
Da stürzen alle freudeschreiend hin,
Mit Küssen ihre warme Hand zu decken.

Sie ſaßen auch in ſchmucklos düſtern Mauern
Die Völker dieſer Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einſames Leben zu vertrauern.

Als Julian zum Hades ſtieg hernieder
Und weckte auf die Mutter Kybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur im innern Herzen
Und brannte an und ſchwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände ihre Blüthenkerzen.

Es ſchien, als wollt' ſie nur noch einmal blühen,
In ſchmerzlich ſüßer Wolluſt ſich nun ſelbſt
In einem Lenz verzehren und verſprühen;

Als wollt' den Menſchen ſie noch einmal küſſen,
Das vielgeliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggeriſſen,

Noch einmal nur in brünſtigem Entzücken,
Laut weinend, halb in Luſt und halb in Schmerz
An ihre Bruſt zum letzten Abſchied drücken!

Da ſchürzten ſich die flüchtigen Najaden,
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg'
Zum Tanze all die ſcheuen Oreaden.

Da ſteht am Himmel ſtill, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keuſche Cynthia
Und harret, bis der Reigen ſich geendet ....

Ach, der Reigen hatte ſich bald genug geendet! Er war überhaupt nur ein erzwungenes Maſkenſpiel geweſen. Der große Pan war ſchon lange todt. Der „Romantiker auf dem Throne der Cäſaren" fand ein frühes und blutiges Ende auf dem Zuge gegen die Perſer, während unſere Romantiker nicht gegen die Perſer, ſondern nur gegen die Vernunft zu Felde ziehen und dabei im Frieden alt und fett werden ... Ahasver

hatte die Julianische Reaktion zur Unterlage einer seiner Empörungen gegen seinen Widersacher gemacht: auch diese Empörung endigte, wie eben alle Empörungen gegen das ewige Gesetz der weltgeschichtlichen Entwickelung enden. Die letzten Gesänge zeigen uns Ahasver bei der Erstürmung Jerusalems durch die Moslemin thätig. Auch hier ist sein Gewinnst nur eine schmerzliche Täuschung. Aber der ruhelose Wanderer fährt fort, die Idee der Menschheit gegen die Idee der Gottheit in die Schranken zu führen, und Christus selbst, anerkennt am Schlusse des Gedichts gewissermaßen die Berechtigung des Gegners. Er sagt zu ihm:

Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du hast zuerst die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken;
Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Das heißt nichts Anderes, als: die Idee vom Menschen und Gott müssen ewig auf einander wirken, einander bestreiten sogar, wenn der weltgeschichtliche Prozeß nicht stillstehen soll. Der Traum von der Aufhebung der Gegensätze ist ein sehr dummer Traum, die „Harmonie" eines Fourier'schen Phalanstère wäre Versumpfung und Tod .... Mosen bewies richtigen Takt, daß er sein Gedicht nicht in die Tageshelle der modernen Geschichte herüberführte. Hier hätte dem Mythus vom Ewigen

Juden unmöglich sein dichterisches Recht widerfahren können. Man sehe sich z. B. nur den Sue'schen Juif errant näher an: allem Aufwand komplicirtester Erfindung zum Trotz erscheint dieser ewige Jude in der Beleuchtung der pariser Gaslaternen weit mehr lächerlich als erhaben. Mein Landsmann Wilhelm Hauff hat die Sache besser verstanden: er erkannte, daß Ahasvers Erscheinung in der modernen Gesellschaft nur eine humoristische sein könne.

Schließlich sagen wir nur noch kurz, daß Mosens nationalliterarische Bedeutung wesentlich auf seinen Leistungen als Lyriker und Epiker beruht. Als solcher hat er Dauerndes geschaffen und wir müssen die Stimmung einer Zeit beklagen, welche für diese Schöpfungen keinen Sinn und kein Verständniß besitzt, hoffen aber, daß ein wieder mehr gekräftigtes, besseres Geschlecht dem Dichter gerecht werde. Seiner Wirksamkeit als Dramatiker hat, wie behauptet worden, sein Ueberwältigtsein durch Shaspeares Einfluß Eintrag gethan. Allein wir meinen, die eigene drangvolle Subjektivität habe den Dichter verhindert, ein bedeutender Tragöde zu werden: er schwebt nicht in objektiver Ruhe über seinen dramatischen Gestalten, er lebt in ihnen. Das lyrische Feuer verzehrt die dramatische Objektivität. Indessen wäre, falls dem Dichter ein herbes Geschick das Vorschreiten auf seiner Bahn nicht verwehrte, auch auf dem dramatischen Gebiete ein Vorschritt mit Bestimmtheit von ihm zu erwarten gewesen. Dies bezeugt das Fragment der Tragödie Cromwell. Wir müssen es herzlich beklagen, daß ihm nicht vergönnt war, dieses Werk zu vollenden. Mosen wäre vermöge seines geschichtlichen Sinnes, seiner Gemüthstiefe und seiner

energiſchen Weltanſchauung ganz der Mann dazu geweſen, die größte hiſtoriſche Geſtalt des Germanenthums mit der tragiſchen Krone zu ſchmücken.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Ueber die in obigem Verlage erscheinende

Internationale Bibliothek

(à Band 15 Sgr.) und

Welt-Bibliothek

(à Band 10 Sgr.)

gehen täglich die günstigsten Urtheile der Presse ein, wovon wir nachstehend einige abdrucken:

Spenersche Zeitung vom 14. November 1867:

Die Internationale Bibliothek und die Welt-Bibliothek von R. Lesser in Berlin.

Es ist uns sehr erfreulich, auf das Unternehmen eines hiesigen sehr betriebsamen Buchhändlers, R. Lesser, aufmerksam machen zu können. Der Zweck dieses trefflichen Unternehmens ist, uns sowohl mit den Erzeugnissen der beliebtesten deutschen Schriftsteller, als auch mit den Schätzen fremder Nationen so schnell wie möglich bekannt zu machen und dieselben auf unsern Boden zu verpflanzen. Schon Goethe hat bekanntlich den Gedanken einer Welt-Literatur gefaßt, durch welche die literarischen Schätze aller Nationen auf das Schnellste in Umlauf gesetzt und Gemeingut aller Gebildeten werden sollten. Dieser durch Goethe angeregte, so großartige Gedanke ist jetzt durch das Unternehmen R. Lesser's wieder aufgenommen worden. Derselbe hat bereits aus seinem Verlage mehrere der interessantesten und geistvollsten Werke des Auslandes aus der Gegenwart durch treffliche Uebersetzungen hervorgehen lassen. Wir verweisen zur Bestätigung des Gesagten auf folgende Werke, über welche uns die günstigsten Kritiken vorliegen: „Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens" in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs. (5 Bände.) Ein stilles Plätzchen von J. Ruffini. Wiedergefunden von E. Serret. Von deutschen Schiftstellern hat R. Lesser Namen vom besten Klange für sein Unternehmen gewonnen: Levin Schücking, Johannes Scherr, M. M. v. Weber, A. Meissner, J. Rodenberg, C. von Glümer, E. Polko u. A. Nimmt man dazu die außerordentliche Billigkeit des Preises der einzelnen Werke, so darf man dem Unternehmen wohl das günstigste Prognostikon stellen. Ein besonderes Interesse wird das soeben erscheinende Werk: Paris in Amerika von E. Laboulaye (2 Bände) erwecken, welches in der anmuthigsten Darstellung uns mit den amerikanischen Sitten und Zuständen bekannt macht und dieselben zu größter Anschaulichkeit vor uns auslegt. Dasselbe vergleicht ohne einsichtige Vorliebe und Hast die Zustände der neuen Welt mit denen der

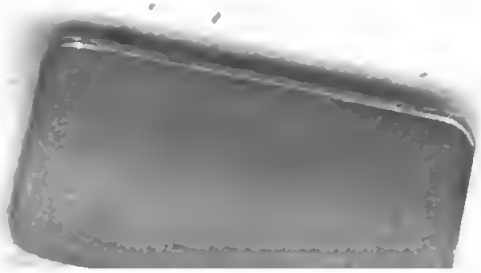
alten Welt, wodurch die Beschäftigung mit demselben eben so belehrend als anziehend ist. Dieses Werk, ausgezeichnet durch die treffliche Uebersetzung von Professor Wirz (1. Band) und Auguste Cornelius (2. Band) wird sich jedenfalls einen sehr großen Leserkreis gewinnen. Der Verfasser, E. Laboulaye, begleitet sein Werk mit einem, besonders für die deutsche Nation sehr freundlich gesinnten Schreiben an den Verleger, dem wir nachfolgende Stelle entnehmen: „Je suis un vieil ami de l'Allemagne, il y a trente ans que je l'étudie et que j'essaie de la faire connaître à mon pays. Il est beau de chanter: Deutschland über Alles, über Alles in der Welt, mais il y a quelque chose au dessus de l'Allemagne, c'est la liberté qui apprend à tous les hommes à vivre en paix et à s'aimer comme des frères. C'est de liberté que parle Paris en Amérique et c'est pour cela qu'il a été bien reçu et traduit aux Etats-Unis, à la Plata, au Brésil et ailleurs. Puisse-t-il enfanter partout des amis de la liberté et de la paix." Wir denken auf dieses schöne Unternehmen, welchem wir in Deutschland die regsten Sympathien wünschen, noch öfter zurückzukommen. H. Th. Rötscher.

National-Zeituug vom 18. October 1867:

Die Verlagsbuchhandlung von R. Lesser in Berlin veröffentlicht in einzelnen, hübsch ausgestatteten Bändchen zu einem mäßigen Preise eine „Internationale Bibliothek" und eine „Welt-Bibliothek." Jeder Band ist einzeln käuflich. Von der „Internationalen Bibliothek" liegen fünf Bändchen vor, Pariser Schilderungen,: Physiologie von Paris, Geschichte von Paris, Promenaden in Paris, Museum des Louvre, Paläste von Paris: Uebersetzungen aus dem großen, bei Lacroix erschienenen Werke: Paris-Guide, wohl zunächst auf die Besucher der Welt-Ausstellung berechnet, obwohl ein und der andere Aufsatz werthvolle und anziehende Bemerkungen, ganz unabhängig von der Ausstellung über diese einzige Stadt enthält. Die „Welt-Bibliothek" bringt Skizzen, Reisebeschreibungen, kleine Erzählungen in bunter Reihe. George Hesekiel bietet in „Absonderliche Menschenkinder" und „Gemischte Gesellschaft" dem Leser allerlei seltsame Geschichtchen und historische Anekdoten mit tragischem Ausgang, in Rembrandt'scher Beleuchtung; G. Hiltl führt uns in „Der Kammerdiener des Kaisers" in das düstere Prag zu Rudolfs II. Zeiten, unter Alchymisten und Geisterbannern. „Wiedergefunden" von Ernst Serret schildert in anmuthigster Weise idyllische Zustände und seelische Kämpfe, welche durch die Milde und Klugheit einer jungen Frau ausgeglichen werden. Was bisher von beiden Bibliotheken vorliegt, empfiehlt sich zu einer sinnigen Unterhaltung.

Karl Frenzel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dieses Buch war auch in Bulach –
aber es kam nicht aus der
Tasche. d. 7.6.68.

Digitized by Google